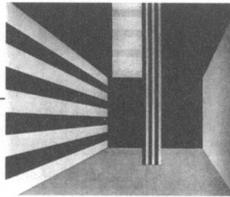


Weischer · Das Unternehmen ‚Empirische Sozialforschung‘

Ordnungssysteme
Studien
zur Ideengeschichte
der Neuzeit



Herausgegeben von
Dietrich Beyrau,
Anselm Doering-Manteuffel
und Lutz Raphael
Band 14

R. Oldenbourg Verlag München 2004

Christoph Weischer

Das Unternehmen ,Empirische Sozialforschung‘

Strukturen, Praktiken und Leitbilder
der Sozialforschung
in der Bundesrepublik Deutschland

R. Oldenbourg Verlag München 2004

Gedruckt mit Unterstützung des Förderungs- und Beihilfefonds Wissenschaft
der VG Wort

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

© 2004 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH, München
Rosenheimer Straße 145, D-81671 München
Internet: <http://www.oldenbourg-verlag.de>

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung
des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und
Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Dieter Vollendorf
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier (chlorfrei gebleicht).
Gesamtherstellung: Druckhaus „Thomas Müntzer“ GmbH., Bad Langensalza

ISBN 3-486-56814-0

Inhalt

A. Das Unternehmen ›Empirische Sozialforschung‹ – Einleitung	1
I. Die Tagung ›Empirische Sozialforschung‹ 1951	2
1. Hintergrund der Tagung	2
2. Teilnehmer und Referenten	4
3. Das Credo	4
4. Stellungen und Stellungnahmen zur empirischen Sozialforschung	5
a) Die Vertreter der Sozialwissenschaften	5
b) Die Vertreter der Meinungsforschung	9
c) Die Vertreter der Marktforschung	10
d) Die Vertreter der amtlichen Statistik	11
5. Praktiken der empirischen Sozialforschung	12
6. Das Unternehmen ›Empirische Sozialforschung‹	14
II. Die Analyse des Unternehmens ›Empirische Sozialforschung‹	18
1. Die Analyse von Feldern	20
2. Paradigmen, Denkstile, Leitbilder	23
3. Entwicklungsphasen der empirischen Sozialforschung	35
B. Empirische Sozialforschung in der ›Gründungsphase‹ (1949-1965)	37
I. Zur Situation der empirischen Sozialforschung nach dem zweiten Weltkrieg	37
1. Der Entwicklungsstand der empirischen Sozialforschung: Praktiken, Institutionen und Diskurse	37
a) Institutionelle Entwicklung	39
b) Leitbilder empirischer Sozialforschung	40
c) Methodische Entwicklung	41
2. Amerikanische Einflüsse	44
a) Spezifika der amerikanischen Entwicklung	44
b) Die Beziehungen zwischen amerikanischer und deutscher Soziologie und Sozialforschung	49
3. Kontinuität und Neuanfang der empirischen Sozialforschung	52
a) Die Entwicklung der Produktions- und Verwendungskontexte	52
b) Kontinuität oder Neuanfang	54
II. Institutionen der empirischen Sozialforschung	58
1. Empirische Sozialforschung an hochschulnahen und hochschul- freien Forschungsinstituten	60
a) Sozialforschungsstelle Dortmund	63
b) Das Wirtschaftswissenschaftliche Institut der Gewerkschaften	74
c) Das Institut für Sozialforschung	81
d) Sozialforschung in Köln	91
e) Spezifika und Entwicklungsprobleme der Forschungsinstitute	95

2. Die Etablierung von Soziologie und Sozialforschung an den wissenschaftlichen Hochschulen	97
a) Auseinandersetzungen um die Professionalisierung der Soziologie	101
b) Entwicklung der Lehre	106
c) ›Schulen‹ in der Nachkriegssoziologie	108
d) Sozialforschung an den Hochschulen	113
e) Die frühen Sozialforscher und Sozialforscherinnen	117
f) Sozialforschung und Soziologie	128
3. Die Entwicklung der Markt und Meinungsforschung	130
a) Institutionalisierung der Markt- und Meinungsforschung	133
b) Die Arbeit der Markt und Meinungsforschungsinstitute	136
c) Methoden der Markt und Meinungsforschung	138
d) Markt und Meinungsforschung und Empirische Sozialforschung	143
4. Die Amtliche Statistik und die ›Statistiker‹	146
a) Organisation und Entwicklung der amtlichen Statistik	148
b) Zwischen Substanz und Formalwissenschaft	159
c) Die Sorge um die statistische Ausbildung	161
d) Das Selbstverständnis der ›Statistiker‹	163
e) Soziologie, empirische Sozialforschung und ›Statistik‹	170
III. Methoden und Methodendiskurse in der Sozialforschung	173
1. Darstellungen zu den Methoden der empirischen Sozialforschung	177
a) Handbücher, Einführungen und Lehrbücher	178
b) Zeitschriften und Buchveröffentlichungen	185
c) Lehrveranstaltungen an Hochschulen	187
d) Die Rolle der wissenschaftlichen Gesellschaften	189
2. Die Etablierung des Methodendiskurses und die Auseinandersetzungen um die ›legitime‹ Methode der Sozialforschung	190
IV. Bilder und Leitbilder der empirischen Sozialforschung	201
1. Bilder der Markt und Meinungsforschung	201
2. Der Amerikanisierungsdiskurs	206
3. Leitbilder empirischer Sozialforschung	211
a) Empirische Sozialforschung als Fundament einer wissenschaftlichen und akademisch institutionalisierten Soziologie	213
b) Sozialforschung als Schlüssel zu einem wissenschaftlich fundierten Projekt der Sozialreform, Gesellschaftskritik und -veränderung	216
c) Sozialforschung als Sozialtechnologie	219
V. Empirische Sozialforschung in der ›Gründungsphase‹	223

C Die ›Große Zeit‹ der empirischen Sozialforschung (1965-1980)	235
I. Sozialwissenschaften im ›Boom‹	238
a) Sozialwissenschaftliche Expertise zur Planung und Steuerung	239
b) Die ›Soziologisierung‹ der Diskurse	244
II. Die Entwicklung von Soziologie und Sozialforschung an den Hochschulen	247
1. Die Entwicklung der Soziologie	247
2. Die Aufwertung der empirischen Sozialforschung	250
3. Auseinandersetzungen um die empirische Sozialforschung und ihre wissenschaftstheoretischen Grundlagen	252
a) Die wissenschaftstheoretischen Grundlagen der empirischen Forschung	254
b) Die Kritik an der Erhebungs- und Auswertungsmethodik	265
c) Kritische Sozialforschung – Alternative Forschungsansätze	272
d) Stellenwert und Folgen des Positivismusstreits	280
4. Fazit	283
III. Ausbau der empirischen Sozialforschung	287
1. Finanzierung der empirischen Sozialforschung	292
a) Instanzen der Forschungsförderung	292
b) Finanzierung der empirischen Forschung aus Verwenderperspektive	300
2. Entwicklung der institutionellen Struktur	302
a) Amtliche Statistik	303
b) Markt- und Meinungsforschung	306
c) Hochschulforschung	308
d) Hochschulfreie Forschungsinstitute	309
e) Sozialwissenschaftliche Infrastruktureinrichtungen	313
3. Organisationsprobleme der empirischen Sozialforschung	316
IV. Schwerpunkte der empirischen Forschungsarbeit	319
1. Inhaltliche Schwerpunkte	319
2. Anwendungsbezogene Sozialforschung im Dienste gesellschaftlicher Reform	321
a) Leitbild: Improvement	321
b) Leitbild: Emanzipation	330
c) Die Bedeutung der unterschiedlichen Leitbilder	338
V. Die Entwicklung von Methoden und Methodendiskursen	339
1. Die Entwicklung der EDV	339
2. Entwicklungstrends der Erhebungs- und Auswertungsmethodik	341
a) Erhebungsmethoden	342
b) Auswertungsmethoden	345
3. Die Kanonisierung der Lehre	347
a) Lehrangebote	347
b) Lehrbücher	348

4. Logiken der Methodenentwicklung und -anwendung	355
VI. Resümee: Die ›Große Zeit‹ der empirischen Sozialforschung	360
1. Von der Binnensteuerung zur Außensteuerung	360
2. Entwicklungsprobleme	361
a) Differenz und Differenzierung	361
b) Probleme mit dem Zeitgeist	362
c) Gewinn an Anerkennung – Verlust an Autonomie	364
3. Das Wissenschafts- und das Praxisversprechen	365
D. Empirische Sozialforschung im ›Normalbetrieb‹ (seit 1980)	367
I. Sozialforschung unter veränderten Rahmenbedingungen	367
1. Implikationen für Sozialwissenschaft und Sozialforschung	368
a) Sozialwissenschaften und postmoderner Diskurs	368
b) Das Verhältnis von Sozialforschung und gesellschaftlicher Praxis	370
2. Kennzeichen des ›Normalbetriebs‹	374
3. Die institutionellen Rahmenbedingungen der Sozialforschung	376
a) Die verschiedenen Produktionssphären der empirischen Forschung	377
b) Die Finanzierung der empirischen Sozialforschung	378
c) Entwicklungsprobleme der empirischen Sozialforschung	380
II. Sozialforschung und gesellschaftliche Praxis	381
1. Die Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens	383
a) Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens im politischen Feld	386
b) Sozialwissenschaftliches Wissen im Feld der industriellen Beziehungen	388
c) Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens: der Mikrozensus	390
d) Probleme der verwendungsbezogenen Sozialforschung	392
2. Neue Formen des Wissenschaft-Praxis-Bezugs	395
a) Entwicklungen der Evaluationsforschung	395
b) Sozialwissenschaftliche Beratung	396
c) Vom Datenlieferanten zum Management- und Politikberater	398
III. Methodenentwicklung und -diskurs	399
1. Die Renaissance der qualitativen Sozialforschung	400
a) Neuanfang oder Kontinuität	403
b) Ansätze der qualitativen Forschung	405
c) Forschungsdesigns, Erhebungs- und Auswertungstechniken	410
d) Probleme und Entwicklungsstand der qualitativen Sozialforschung	411
2. Entwicklung der quantitativen Sozialforschung	414
a) Neue Forschungsdesigns und Untersuchungsperspektiven	415

Inhalt	IX
b) Verfahren der Datengewinnung	415
c) Verfahren der Datenanalyse	417
d) Veränderte Ressourcen	420
3. Das Verhältnis von qualitativer und quantitativer Sozialforschung	420
a) Forschungspraxis	421
b) Der Methodendiskurs	422
c) Das Verhältnis von qualitativen und quantitativen Forschungsansätzen	425
IV. Resümee: Sozialforschung im ›Normalbetrieb‹	431
Das Unternehmen ›Empirische Sozialforschung‹	443
Literaturverzeichnis	451
Personenregister	505

A. Das Unternehmen ›Empirische Sozialforschung‹ – Einleitung

Im Zentrum dieser Untersuchung steht die jüngere Geschichte der empirischen Sozialforschung, ihre Etablierung und Entwicklung in der Bundesrepublik Deutschland. An diesem Prozeß waren im wissenschaftlichen und im politischen Feld recht unterschiedliche Gruppierungen und Personen beteiligt. Es handelte sich um eine Unternehmung, ein Projekt mit offenem Ausgang. Mit dem Einsatz von empirischen Methoden zur Analyse der sozialen Welt, mit der Etablierung von Forschungseinrichtungen und mit dem Ausbau der Sozialwissenschaften an den Hochschulen waren recht heterogene Vorstellungen von den Erträgen dieses Unternehmens verbunden.

Die Rede von dem Projekt ›Empirische Sozialforschung‹ geht davon aus, daß damit mehr verknüpft war als eine Vielzahl von Forschungsanstrengungen oder die Etablierung von Forschungs- und Infrastruktureinrichtungen. Es war das Projekt verschiedener Generationen von Sozialwissenschaftlern und Sozialwissenschaftlerinnen – von Wissensproduzenten und -verwendern –, das Projekt einer neuen Sozialwissenschaft und einer reformierten Gesellschaft; das Projekt steht für einen spezifischen Zugang zur Produktion soziologischen Wissens, für eine spezifische Lokalisierung im wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskurs und schließlich für ein spezifisches Verständnis der Beziehungen von Sozialforschung und Soziologie.

In dieser Analyse sollen die Diskurse der empirischen Sozialforschung und die Diskurse um die empirische Sozialforschung im Kontext einer sich formierenden und entwickelnden sozialwissenschaftlichen Disziplin und im Kontext einer sich verändernden bundesdeutschen Gesellschaft verortet werden. Eine Analyse der jüngeren Geschichte der empirischen Sozialforschung gerät so auch zu einer Soziologie der empirischen Sozialforschung, in der Hoffnung, daß die Analyse auch für die Auseinandersetzung mit Gegenwartsproblemen der empirischen Sozialforschung Früchte trägt.

Ich möchte als Einstieg in das Thema zu einer Tagung über empirische Sozialforschung einladen, die 1951 stattgefunden hat. Die Analyse dieser Tagung wird einen Einblick in die Heterogenität der Vorstellungen, die mit diesem Projekt ›Empirische Sozialforschung‹ verbunden waren, vermitteln; aber es werden auch Gemeinsamkeiten sichtbar. Es wird deutlich, daß in diesem Projekt – der Grad seiner Kohäsion ist noch zu bestimmen – unterschiedliche Akteure zusammenwirken, deren Wirken über verschiedene gesellschaftliche Sphären verteilt ist. Am Beispiel dieser Tagung soll der Blick auf den Gegenstand vorgestellt und dann in Auseinandersetzung mit verschiedenen Ansätzen der Wissenschaftsforschung weiter präzisiert werden.

I. Die Tagung ›Empirische Sozialforschung‹ 1951

Die Tagung ›Empirische Sozialforschung‹, deren Ergebnisse unter gleichnamigem Titel veröffentlicht wurden (Institut zur Förderung öffentlicher Angelegenheiten [1952] 1962)¹, fand vom 14. bis 16. Dezember 1951 in Weinheim statt. Am Beispiel dieser Tagung sollen die Lage der empirischen Sozialforschung, die damit verknüpften Situationsdeutungen, zu Beginn der 50er Jahre aufgeschlüsselt werden. Der Veranstaltung wird auch in soziologiegeschichtlicher² und zeitgenössischer Perspektive³ eine wichtige Rolle zugewiesen.

1. Hintergrund der Tagung

Die Tagung ging zum einen auf Vertreter einzelner Meinungsforschungsinstitute zurück, zum anderen hatte aber auch der Reactions Analysis Staff bei der American High Commission (HICOG) ein besonderes Interesse an einem solchen Zusammentreffen. Leo Crespi bezeichnete sie als das Ergebnis zweijähriger Anstrengungen ([1952] 1962:215). Auch von Wiese verwies in seiner Eröffnungsrede auf die zentrale Rolle Crespis und »die starke finanzielle Hilfe des Office of Public Affairs der HICOG« ([1952] 1962:23). Ohne Rücksprache wurde von Wiese der Vorsitz der Tagung übertragen, der diese Rolle – wie er in der Eröffnung darlegte – nur unwillig wahrnahm. Der vorbereitende Ausschuß⁴

¹ Die Jahreszahl in eckigen Klammern gibt das erste Erscheinungsjahr an, bei Übersetzungen das erste Erscheinungsjahr des Originaltextes.

² So beschreibt Scheuch die Tagung als einen »leider weitgehend folgenlosen Versuch, die getrennten Entwicklungen an Hochschulen, hochschulfreien Instituten und privatwirtschaftlich verfaßten Instituten« (1990:55) in einen Dialog einmünden zu lassen. Weyer geht davon aus, »daß die Tagung eine der wichtigsten soziologischen Zusammenkünfte zu Beginn der 50er Jahre darstellte« (1984a:318). 1981 fand eine vom Arbeitskreis Deutscher Marktforschungsinstitute und der Arbeitsgemeinschaft Sozialwissenschaftlicher Institute organisierte ›Nachfolge-Tagung‹ statt (Kaase/ Ott/ Scheuch 1983); s. Fn 29.

³ Der Vertreter des Instituts zur Förderung öffentlicher Angelegenheiten, Theodor Steltzer, betrachtete die Tagung als den »ersten umfassenden Versuch, einen Überblick über den gegenwärtigen Stand dieses in rapider Ausdehnung begriffenen Forschungsbereichs zu gewinnen« ([1952] 1962:9). Der Rezensent des Allgemeinen Statistischen Archivs hielt dem Tagungsband zu Gute, daß er »in die lebendige Problematik moderner statistischer Arbeiten hineinführt, wie wenig andere Veröffentlichungen« (Horn 1953:78). Auch im Rahmen der Geschichte der Marktforschung wird die Bedeutung dieser Tagung hervorgehoben (vgl. Kapferer 1994:136ff). Zum Stellenwert der Tagung vgl. auch Friedeburg (1992:38), Baumert (1958:382). Die Ergebnisse wurden zunächst 1952 vom Institut zur Förderung Öffentlicher Angelegenheiten in Frankfurt herausgegeben. Eine Neuauflage erfolgte 1962 in einer Reihe zur Markt- und Meinungsforschung. Zum Institut für öffentliche Angelegenheiten vgl. die Ansprache des OMGUS-Vertreters auf der ersten Nachkriegstagung der Deutschen Statistischen Gesellschaft (Verhandlungen 1949:119ff).

⁴ In der Zusammensetzung des Ausschusses spiegelte sich die Struktur der Tagung; es kamen Vertreter der Hochschulen, der amtlichen Statistik sowie der Markt- und Meinungsforschung zusam-

»ging davon aus, daß das Ziel des Kongresses sein sollte, alle auf dem Gebiet der empirischen Sozialforschung in Deutschland tätigen Gruppen und Personen zu einem fruchtbaren Gespräch zu bringen und, wenn möglich, zu erreichen, daß ein solcher Gedankenaustausch im Rahmen eines gemeinsamen Verbandes, mit Hilfe einer gemeinsamen Publikation usw. zu einer dauernden Einrichtung würde. Ziel des Kongresses sollte ferner sein, im Rahmen eines solchen Verbandes eine Übereinkunft zu erzielen, die ein gewisses Niveau der Forschungen sicherstellt und damit zur wissenschaftlichen Anerkennung der einzelnen Forschungsgruppen beitragen kann« (Sittenfeld [1952] 1962a:18)

Im einzelnen schienen die Erwartungen an die Tagung jedoch auseinanderzugehen. Vor dem Hintergrund der vorbereitenden Sitzung formulierte Hans Sittenfeld aus der *Perspektive der Meinungsforschung* neben einem allgemeinen Erfahrungsaustausch folgende Themen: der Beitrag der Umfrageforschung zu den deutschen Sozialwissenschaften und zum deutschen politischen und wirtschaftlichen Leben, »wissenschaftliche Kritik« sowie »Anregungen und Förderung von seiten der Universitäten« (17), schließlich die Entwicklung von ›Standards‹ für Umfragemethoden, um sich vor unzuverlässigen Umfragen von nicht-qualifizierter Seite abzugrenzen. Zudem wurde ein Organ gefordert, »das in der Lage sei, autoritativ für die Meinungsforschung zur deutschen Öffentlichkeit zu sprechen und die Beziehungen zur Öffentlichkeit in einem koordinierten Programm zu pflegen« (16). Verschiedene dieser Formulierungen offenbarten eine klare Grenzziehung zwischen der Meinungsforschung und der akademischen Welt. Unklar war, wo in diesem Rahmen die hochschulnahen Forschungsinstitute eingeordnet wurden⁵. Für die recht jungen Markt- und Meinungsforschungsinstitute galt es, den eigenen Standort zu bestimmen (gegenüber Wirtschaft und Wissenschaft), Strategien der Qualitätssicherung zu entwickeln und ihr Außenbild (gegenüber der Öffentlichkeit, gegenüber den Kritikern) zu verbessern.

Aus der *Perspektive der Hochschulvertreter* wurde gewünscht, »die Theorie der Meinungsforschung zu diskutieren, insbesondere, die soziologische, ökonomische, statistische, politische und psychologische Problematik. Sie sahen ihre Aufgabe (...) in einer kritischen Wertung der Ergebnisse der Meinungsforschung« (17). Die Hochschulvertreter kamen, vermittelt über Mechanismen der Selbst- oder Fremdzuschreibung, in die Rolle von Kommentatoren, geschieden von den ›Praktikern‹, sie sollten an theoretischen Begründungen arbeiten und eine Instanz der Kritik darstellen.

men: Theodor W. Adorno, Hans Sittenfeld (Institut für Sozialforschung Frankfurt), Erika Becker (Institut zur Förderung öffentlicher Angelegenheiten, Frankfurt), Rudolf Gunzert (Statistisches Amt, Frankfurt), Helmut von Bracken (TH Braunschweig), Elisabeth Noelle-Neumann (Institut für Demoskopie, Allensbach), Julius Schwenzner (Gesellschaft für Marktforschung, Hamburg).

⁵ In der Vorbereitungsgruppe waren nur Sittenfeld und Adorno, vom Frankfurter Institut für Sozialforschung, vertreten; sie sind eher dem akademischen Pol zuzurechnen.

2. Teilnehmer und Referenten

Aus der Zusammensetzung der Teilnehmerschaft wird deutlich, wer sich zur damaligen Zeit für die Probleme der ›empirischen Sozialforschung‹⁶ interessierte bzw. berufen war, sich dafür zu interessieren. Unter den ca. 130 Teilnehmern waren 13 Vertreter von Organen der amerikanischen Besatzungsbehörden. Jeweils ein Viertel der beruflich ausgewiesenen Teilnehmer und Teilnehmerinnen kam aus wissenschaftlichen Forschungsinstituten⁷ und aus Einrichtungen der Markt- und Meinungsforschung⁸. Die Vertreter aus Hochschulen und Universitäten⁹ machten ca. 20% aus, die statistischen Ämter auf kommunaler, Landes- und Bundesebene stellten ca. 10% der Anwesenden. Daneben fanden sich einige Medienvertreter und ausländische Gäste. In den insgesamt 25 Tagungsbeiträgen kamen Vertreter der Hochschulen, der Forschungsinstitute und schließlich der Markt- und Meinungsforschungsinstitute zu Wort. Der Bereich der Stichprobentheorie wurde mit Hans Kellner von einem ausgewiesenen Statistiker vertreten.

In einer Einführung zur Tagung sprach Sittenfeld von drei Gruppen, deren gegenseitige Befruchtung die Entwicklung der Forschung in der westlichen Welt sehr gefördert habe. Als die beiden älteren Gruppen bezeichnete er die Universitäten als Stätten der Forschung und Lehre und die privaten Institute, die allein durch ihre Forschungsaufträge finanziert werden. Er unterstellte beiden Gruppen, daß sie je »für sich auch bei uns einen gewissen Zusammenhalt« hätten (15), er beklagte aber die Distanz der Hochschulen gegenüber den auftragsfinanzierten Instituten. Als dritte und eher *neue* Gruppe sah er die Meinungsforscher, die »überhaupt keinen nennenswerten Kontakt untereinander« (16) hätten.

3. Das Credo

In der Begrüßungsansprache formulierte Steltzer, der Direktor des Instituts zur Förderung öffentlicher Angelegenheiten einen Leitgedanken, unter dessen Dach sich die verschiedenen Teilnehmergruppen wiederfinden sollten:

⁶ Der Vertreter des Instituts zur Förderung öffentlicher Angelegenheiten berichtete, daß sich bei der Vorbereitung zeigte, »daß der Begriff der Meinungsforschung den (...) Arbeitsbereich nicht voll deckte. So kam man zu dem gemeinsamen Dach der ›empirischen Sozialforschung‹« (9).

⁷ Die Abgrenzung zu reinen Hochschuleinrichtungen ist in einigen Fällen nicht klar zu ziehen: Institut für Sozialforschung, Frankfurt; Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung, Darmstadt; Sozialforschungsstelle, Dortmund; Soziographisches Institut, Frankfurt; Institut für empirische Soziologie, Hannover; Forschungsinstitut für Sozial und Verwaltungswissenschaften, Köln; UNESCO-Institut für Sozialforschung, Köln etc.

⁸ Institut für Demoskopie, Allensbach, DIVO, Ifo-Institut München, EMNID-Institut Bielefeld, DISMA, Hamburg etc.

⁹ Die Vertreter von Hochschulen und Universitäten kamen aus unterschiedlichen Fachgebieten: Psychologie, Statistik, Soziologie, Agrarwissenschaft etc.

»Erschließen doch bessere Methoden der Meinungsforschung, die wissenschaftliche Durchdringung der Problemstellung, sowie die Erweiterung des Forschungsbereichs durch gegenseitige Ergänzung der bisher isoliert angewandten Methoden der Statistik, der Psychologie, der Soziologie und der Nationalökonomie, neue Wege der Erforschung des gesamten zwischenmenschlichen Bereiches, deren Bedeutung heute noch gar nicht abzuschätzen ist. Es wäre z.B. denkbar, daß die Entwicklung der Meinungsforschung bzw. die Zusammenarbeit der empirischen Sozialforscher dazu führte, daß einmal politische, wirtschaftliche und soziale Probleme gelöst werden können, die ohne dieses Handwerkszeug bisher nicht bewältigt wurden, seien dieses nun Probleme im politischen Bereich, z.B. die intime Kenntnis der öffentlichen Meinung, ihre Bestimmungsgründe und Reaktionen, die als Grundlage auch für die Arbeit des Instituts auf den verschiedenen Ebenen dienen könnten, oder seien es im wirtschaftlich-sozialen Bereich Fragen der Lebenshaltung, des Verbrauchs« ([1952] 1962:21).

So wurde ein spezifisches Credo formuliert: Empirische Sozialforschung als Instrument zur Lösung politischer, wirtschaftlicher und sozialer Probleme. Damit war auch eine räumlich-zeitliche Stellungnahme verknüpft. So bezeichnete Sittenfeld vom Frankfurter Institut für Sozialforschung das Jahr 1933 als schweren Rückschlag für die empirische Sozialforschung und die Meinungsforschung. Die politischen Verhältnisse und die zentralgesteuerte Produktion hätten danach die Voraussetzung für Sozial- und Marktforschung fehlen lassen. Auch für die »vor allem in den USA aufkommende politische Meinungsforschung« fehlten die Voraussetzungen.

Mittlerweile hätten sich die Rahmenbedingungen so verändert, daß weder die alten Methoden (der Weimarer Zeit), noch die in den USA entwickelten umstandslos angewendet werden könnten; vieles müsse völlig neu entwickelt werden. Seine Argumentation folgte so der Metapher des Neuanfangs, machte aber auch deutlich, daß es durchaus Vorläufer empirischer Forschung in der Weimarer Zeit gegeben habe. Zugleich markierte er eine Distanz gegenüber der amerikanischen »politischen Meinungsforschung«, indem er für die deutsche Situation andere Rahmenbedingungen unterstellte.

4. Stellungen und Stellungnahmen zur empirischen Sozialforschung

Es ist noch eingehender zu klären, in welchem Maße und vor welchem Hintergrund die einzelnen an dieser Tagung beteiligten Gruppen hinter diesem vorgestellten Credo standen. Dazu sollen diese verschiedenen Gruppen über ihre Tagungsbeiträge eingehender vorgestellt werden.

a) Die Vertreter der Sozialwissenschaften

In der Gruppe der sozialwissenschaftlichen Fachvertreterinnen und -vertreter können vier Positionen ausgemacht werden: Leopold von Wiese stand für einen traditionellen Skeptizismus; Theodor W. Adorno könnte eher als skeptischer Befürworter bezeichnet werden; bei Erich Reigrotzki scheint eine akzentuiert befürwortende Position durch; schließlich verteidigte Ludwig Neundörfer einen klassischen Ansatz der Sozialforschung: die Soziographie. *Leopold von Wiese* bekannte als Tagungsleiter, man hätte sich sicherlich

»einen begeisterten Vorkämpfer und vor allem einen geeigneten Praktiker der Meinungsforschung [gewünscht] (...), der in ihr eine neue vollwertige Disziplin der Sozialwissenschaft oder der Psychologie sieht und überzeugt ist, daß ihre praktisch-politische Bedeutung alle anderen Bemühungen überragt, besonders aber in politischer Hinsicht der Ausdruck gesunder moderner Demokratie ist. (...) Diesen Ansprüchen vermag ich nur mit Einschränkungen zu entsprechen« (23).

Demgegenüber sah er eine wichtige Rolle empirischer Forschung in der Lösung von spekulativen Betrachtungsweisen und befürwortete die Ausbildung von Fachkräften wie die Entwicklung von Techniken der ›case-work‹, der Befragung, der ›field studies‹ und andere Arten der ›research-Arbeit‹. Er möchte diese Arbeiten eher den ›Technikern‹ zuweisen und bezeichnete sich, vermutlich in Abgrenzung gegen eine typisch geisteswissenschaftliche Kritik, als Freund dieser Techniker. Mit Bezug auf die Arbeiten von Horkheimer und Adorno sah er auch Möglichkeiten der weiteren Verfeinerung von Untersuchungsmethoden. »Aber wir sehen die Gefahr darin, daß die schwere Wissenschaft der Soziologie, die nicht nur Beobachter, sondern auch Denker verlangt, vom Zahlenmaterial der Statistiker, vom Eifer der Büros mit ihren Sachapparaten und vielen Spezialarbeiten erdrückt werden, daß Scheinlösungen für Erkenntnisse ausgegeben werden können. Wir sind Türhüter am Tempel der Athene« (24). Damit war eine klare Scheidelinie zwischen Sozialwissenschaft und Sozialforschung gezogen, zwischen dem Denkenden und dem Beschreibenden, dem Statistiker, dem Spezialisten.

Theodor W. Adorno vertrat demgegenüber eine differenziertere Position. Er unterstrich mit Blick auf den Nationalsozialismus das »demokratische Potential« der Sozialforschung¹⁰. Gegenüber der landläufigen Rede vom demokratischen Potential begriff er dies jedoch nicht nur bezogen auf das politische sondern auch auf das sozialwissenschaftliche Feld:

»Das demokratische Potential (...) bedeutet angesichts der vielfältigen Verwendbarkeit der empirischen Sozialforschung für partielle Zwecke unsere oberste Verpflichtung. Wir haben uns davor zu hüten, die Menschen, mit denen wir uns befassen, als bloße Quanten zu sehen, deren Denken und Verhalten blinden Gesetzen unterliegt. Wir wissen, daß sie auch dann Menschen mit der Möglichkeit freier Selbstbestimmung und Spontaneität bleiben, wenn sie in ihnen selber undurchsichtige Zusammenhänge eingespannt sind, und daß an diesem Element des spontanen und bewußten das Gesetz der großen Zahl seine Grenze hat. Daher vermögen wir zwar, innerhalb des weithin determinierten Mechanismus der heutigen Gesellschaft begründete Voraussagen über das Wahrscheinliche zu machen, aber nicht etwa politische Ereignisse zu prophezeien wie Sonnenfinsternisse. Wer das von uns erwartet, verfälscht unsere Intention und macht uns zu Agenten der Unfreiheit, während unsere Frage nach dem, was die Menschen denken und wollen, einzig ihrer Freiheit dienen soll« (28).

Er begrenzte die Rolle empirischer Forschung im wissenschaftlichen Feld recht klar, indem er sie durchgängig als theoriegeleitete Forschung begriff. Er richtete sich dabei zum einen gegen Ansätze, die eher auf eine deskriptive oder phänomenologische Perspektive rekurrierten, zum anderen gegen Vorstellungen der ganzheitlichen Erfassung von (z.B. räumlich) abgrenzbaren gesellschaftlichen Teilbereichen.

¹⁰ Er sah im Begriff der Meinungsforschung eine unglückliche Übersetzung von *public opinion research*.

»So wie ohne Theorie nichts sich feststellen läßt, so terminiert alles feststellen in Theorie. Untersuchungen, in denen der Forscher glaubt, an die Realität herangehen zu dürfen, als hätte er weder eine Vorstellung von ihr, noch wäre er überhaupt an spezifischen Antworten interessiert, sondern wünsche schlechterdings alles zu erfahren, was in seinem Sektor der Fall ist, sind ebenso subaltern wie solche, die beim bloßen Befund sich bescheiden« (33).

Damit waren die Forschungsansätze gemeint, wie sie vor dem Hintergrund des amerikanischen Pragmatismus von der Chicagoer-Schule ausgebildet wurden, sowie Ansätze ethnographischer Feldforschung.

Im Rahmen seines Konzepts gesellschaftlicher Totalität möchte er ausgehend von den empirischen Phänomenen zum Wesen fortschreiten. Er mußte sich zu beiden Seiten abgrenzen, zur geisteswissenschaftlichen Soziologietraditionen wie zu einem pragmatisch oder positivistisch fundierten Empirismus; so ergänzte er: »Aber es kommt darauf an, daß der Schritt zum Wesen nicht in Willkür und auf Grund fixierter, von außen an die Phänomene herangetragen Vorstellungen vollzogen wird, sondern aus den Phänomenen selbst heraus« (33).

Aus dieser doppelten Abgrenzung rührt es auch, daß er die empirische Sozialforschung gegen den klassischen Vorwurf, die empirische Forschung verflache die gesellschaftlichen Phänomene nur, verteidigte: »Immer noch zeigt sich in Deutschland die Neigung, Phänomene, die der grob-materiellen Praxis angehören, mit präventösen und pompösen Kategorien zu verkleiden. Unter den aufklärerischen Aufgaben der empirischen Sozialforschung ist nicht die letzte dem abzuhelpen« (32). Er begriff die empirische Sozialforschung als wichtiges Korrektiv angesichts der »Überreste der deutschen geisteswissenschaftlichen Soziologie« (30). Der Kritik an der Übertragung naturwissenschaftlicher Methoden auf gesellschaftliche Phänomene, hielt er entgegen, daß diese »selber in großem Maße blind-natürlich, alles eher als geist-bestimmt sind« (31). In diesem Zusammenhang findet sich ein Argument, daß in verschiedensten Variationen in vielen seiner Stellungnahmen zur empirischen Forschung¹¹ auftauchte: die Markt- und Meinungsforschung erweise sich z.B. dort als angemessen, wo es um Kulturprodukte und kulturelle Praktiken gehe, die selbst bereits in hohem Maße Marktkriterien unterworfen seien¹². Er sah im Bereich von Wirtschaft und öffentlicher Verwaltung eine wichtige durchaus aufklärende Funktion der Markt- und Meinungsforschung. In einer Welt, die weithin von ökonomischen Gesetzen bestimmt sei, sei es illusionär, die sozialen Phänomene prinzipiell als sinnhaft begreifen zu wollen (31).

¹¹ Eine eingehende Beschäftigung mit dem Verhältnis von Kritischer Theorie und empirischer Forschung folgt an späterer Stelle.

¹² Adorno griff hier einen Argumentationsgang aus der ›Dialektik der Aufklärung‹ ([1944] 1984:36) auf, den er in ›Soziologie und empirische Forschung‹ auf die bekannte Form brachte: »Dort, wo die Menschen unter dem Druck der Verhältnisse in der Tat auf die ›Reaktionsweise von Lurchen‹ heruntergebracht werden, wie als Zwangskonsumenten von Massenmedien und anderen reglementierten Freuden, paßt die Meinungsforschung, über welche sich der ausgelagerte Humanismus entrüstet, besser auf sie als etwa eine ›verstehende‹ Soziologie« ([1957] 1973:93).

Schließlich machte Adorno auch vor dem Hintergrund seiner amerikanischen Forschungserfahrung deutlich, daß empirische Sozialforschung weit mehr sei als standardisierte Umfrageforschung. So verwies er auf indirekte Befragungen, Tests, Tiefeninterviews, Gruppendiskussionen, Gruppeninterviews sowie auf die Möglichkeiten, qualitative und theoretisch präformierte Befunde zu quantifizieren (35).

Eine dritte Position wurde in Umrissen im Beitrag von *Erich Reigrotzki* deutlich, der Möglichkeiten der Betriebsumfrage vorstellte. Unter Bezug auf den Verelendungsdiskurs über den Lohnarbeiter führte er aus:

»Es gehörte vielleicht der ganze im guten Sinne naive Empirismus der Angelsachsen, speziell der Amerikaner, dazu, um auf die Idee zu kommen, doch einmal diesen modernen Menschen selbst zu fragen, wie er sich bei seinen gebrochenen Knochen befinde. Man riskiert dabei allerdings, plötzlich einem ganz gesunden Menschen gegenüber zu stehen, der von dem besagten kapitalistischen Unfall gar nichts weiß« (65).

Er schilderte die Ursprünge der amerikanischen human-relations-Forschung und stellte heraus, daß sie zum einen stets universitätsnahe Forschung gewesen sei, zum anderen aber durchaus auch Industrieaufträge übernommen hätte. Er bedauerte, daß solche Zusammenhänge von Industrie und universitärer Forschung in Deutschland nur locker ausgebildet seien. Wohl wissend, daß solche Betriebsbefragungen in einem »spannungsgeladene(n) soziale(n) Kraftfeld« (67) stehen, hoffte er, daß in diesem Kontext die Umfrageinstitute eine neutrale Rolle einnehmen könnten.

In seiner Befürwortung empirischer Forschung und der Kritik am Diskurs über die (verelendete) ›Masse‹ traf sich Reigrotzki durchaus mit Adorno; mit seiner empiristischen Position waren jedoch die Differenzen markiert.

Ludwig Neundörfer vom Frankfurter Soziographischen Institut stand schließlich für einen empirischen Forschungsansatz, der sich in der Tradition monographischer Sozialforschung begriff¹³. In krassem Gegensatz zu Adornos Konzept gesellschaftlicher Totalität¹⁴ entwickelte er ein anthropozentrisches Bild: der Mensch in seinem So-Sein. Er sah diesen Ansatz aber durchaus im Einklang mit den Forschungsansätzen der übrigen Vertreter: »Wir begegnen uns von verschiedenen Seiten: der Statistik, der Meinungsforschung im engeren Sinne, der Marktforschung, in bestimmten Techniken und Methoden (...)« (157).

Neundörfer plädierte für eine enge räumlich soziale Eingrenzung von Forschungsgegenständen. »Wir nehmen den Grundbestand z.B. aus den Volkszählungen oder einer Personenstandsaufnahme. Aus diesem entnehmen wir alle Personen, die im Untersuchungsraum sind oder die zu einer Gruppe ge-

¹³ Neundörfer bezog sich auf die Monographien *Le Plays* und die volkskundlichen Studien Riehls.

¹⁴ Adornos Kritik fiel recht deutlich aus: »Ich meine, daß in einer so hochorganisierten Gesellschaft wie der unsrigen wirklich keine kleine Einheit mehr aus ihrer eigenen Gesetzmäßigkeit so verstanden werden kann, wie eine einfache Hauswirtschaft aus ihrer eigenen Gesetzmäßigkeiten verstanden werden kann; daß da die Gefahr einer gewissen Romantik vorliegt (...)« (161) Er forderte stattdessen eine Theorie der Gesellschaft ein, um zu Aussagen über die Totalität zu kommen.

hören, bestimmte Grunddaten; Grunddaten etwa der Zusammensetzung der Familie, der Kumulierung der Einkommen und ähnliches mehr. Wir haben so zunächst, losgelöst von jeder Repräsentation, einen Gesamtüberblick, allerdings nur im kleinen Raum, in der kleinen Gruppe. Von dort aus wird weiter abgesenkt« (158). An einem Beispiel stellte er dann einen Methodenmix vor, in dem Volkszählungsinformationen, offene Interviews, Expertenbefragungen miteinander kombiniert werden.

»Ich komme zur Gesamtvorstellung etwa der Daseinsform der Flüchtlinge oder der Situation eines größeren Raumes wie Schleswig-Holstein (...), indem ich verschiedene solcher Einzelbilder im größeren Zusammenhang nebeneinander setze« (159).

In Abgrenzung zur Meinungsforschung merkte er an, die Politiker müßten nicht nur wissen, was die Leute denken, sondern, »wie dieser oder jener Tatbestand tatsächlich draußen in der Realität sich nun darstellt« (159).

Die Spannweite der im wissenschaftlichen Feld vorfindbaren Einschätzungen zur empirischen Sozialforschung ist mit diesen Positionen erst teilweise erfaßt. So war die von König favorisierte Position der empirisch orientierten Neubegründung einer ›reinen Soziologie‹ genausowenig vertreten wie Ansätze, die eine enge Verknüpfung von Sozialforschung und Sozialreform (z.B. Gerhard Weisser) betrieben¹⁵.

b) Die Vertreter der Meinungsforschung

Das Feld der (politischen) Meinungsforschung wurde in den Tagungsbeiträgen von Erich Peter Neumann und Ulrich Jetter vom Allensbacher Institut für Demoskopie vertreten. Neumann distanzierte sich zwar von euphorischen Konzepten, die in der politischen Meinungsforschung den Beginn der vollkommenen Demokratie sehen, aber auch er maß dem demokratischen Potential der Meinungsforschung eine hohe Bedeutung zu; so begann er mit der rhetorischen Frage, was denn passiert wäre, wenn 1930 der Erdrutsch zu Gunsten der Nationalsozialisten vorhersagbar gewesen wäre. Er sah dieses demokratische Potential zum einen für die Politiker und ihre Informationsquellen; sie könnten nicht länger für sich interpretieren, was die öffentliche Meinung sei. Meinungsforschung sei für die Politik »ein Informationsmittel von höchstem Rang«; insbesondere wenn man sie mit anderen Quellen vergleiche: »Geschichten vom Hörensagen, die subjektiv gefaßten Eindrücke, die lancierten Gerüchte« (46). D.h. die politische Meinungsforschung sollte gegen die Allgegenwart der Geschichten von der politischen und sozialen Welt antreten. Damit träte sie auch in Konkurrenz zu institutionalisierten Erzählern solcher Geschichten¹⁶. So hätten die Weimarer Politiker die nazikri-

¹⁵ Von Wiese bedauerte in seinem Nachwort zur Tagung, daß die »Universitätslehrer, besonders die Ordinarien der zuständigen Fächer« (225) nur sehr spärlich vertreten gewesen seien.

¹⁶ In einem Diskussionsbeitrag verwies Elisabeth Noelle-Neumann darauf, daß die Ergebnisse von Gallup-Befragungen zweimal pro Woche in vielen Zeitungen veröffentlicht werden, daß in Australien die gesamte Meinungsforschung von Zeitungen finanziert wird. »Ich glaube, alle Institute, die in Deutschland versucht haben, Resultate der Meinungsforschung zu veröffentlichen, haben

tische Berichterstattung der Presse für die öffentliche Meinung gehalten und damit den Nationalsozialismus unterschätzt. Zum anderen sah er das demokratische Potential darin, daß sich das Reflexionspotential des einzelnen erweitere.

»Sie hilft dem Einzelnen laufend in der Vorstellung darüber zu bleiben, wie sich das Ganze, dessen Teil er ist, verhält. Er, der Einzelne, sieht sich dann nicht der Überredungskraft eines Columnisten gegenüber, sondern dem unpersönlichen Realismus seiner Umwelt« (48).

So sollte die politische Meinungsforschung allen Beteiligten einen Spiegel vorhalten, sie könne z.B. offenlegen, wie es um die politische Partizipation und das politische Interesse bestellt sei; die Umfragen zeigten eine große Gruppe von politisch Interessellosen. »Der Vorteil liegt darin, daß Umfrageergebnisse respektlos sind« (48). Er schilderte den Beitrag der amerikanischen Umfrageforschung für die Etablierung der Meinungsforschung in Deutschland, strich aber auch den eigenen Anteil heraus:

»Daß Deutschland auf diesem Arbeitsfeld seinen Beitrag zu leisten begonnen hat, ist auf andere (nicht-amerikanische oder nicht-amtliche C.W.) Initiative zurückzuführen, auf die Tatsache, daß sich an den verschiedenen Plätzen Deutschlands, sei es in privaten Instituten, sei es in einzelnen Universitäts-Instituten, Menschen zusammengetan haben, denen die Aufhellung der Vergangenheit, die Analyse der Gegenwart und die Anpeilung der Zukunft ein leidenschaftliches Anliegen ist« (51).

Der politischen Meinungsforschung wuchs so ein missionarischer Charakter zu: Vornehmlicher Adressat dieses Unternehmens sollte die stärker naturwissenschaftlich orientierte jüngere Generation sein; die Älteren hätten den Umgang mit präzisen Größen kaum vermittelt bekommen und legten daher gegenüber der Meinungsforschung großes Mißtrauen an den Tag (48).

c) Die Vertreter der Marktforschung

Gegenüber der politischen Meinungsforschung gab sich die Marktforschung weitaus pragmatischer. Sie stand auch weit weniger in einer Deutungskonkurrenz mit anderen gesellschaftlichen Agenturen wie z.B. die politische Meinungsforschung. Sie zielte auf eine begrenzte Rationalisierung wirtschaftlichen Handelns; allen Beteiligten war klar, daß mit den vorgestellten Instrumenten der Markt- und Absatzforschung, der Konjunkturanalyse etc. keine konjunkturellen Schwankungen verhindert werden konnten. »Durch planmäßige Markt- und Bedarfsforschung wollen wir erreichen, daß nicht mehr Güter produziert werden, als der Markt abnehmen kann, und daß die Güter zur Herstellung gelangen, für die ein Bedarf vorliegt. Damit wird den Krisen, wenn sie auch nicht vermieden werden können, doch ein Teil der Schärfe genommen« (85); auch für den Einzelbetrieb ließen sich so Risiken minimieren. Während sich der Vertreter der Konjunkturforschung¹⁷ explizit

das immer mit sehr geteilten Gefühlen getan, weil die Presse, diese wichtige Gruppe der ›opinion leaders‹ sich ungewöhnlich wenig darum bemüht hat, mit diesem Verfahren Kontakt zu gewinnen. Hier liegt wohl der wahre Übelstand« (83).

¹⁷ Hans Langelütke, Regierungsdirektor, Ifo-Institut für Wirtschaftsforschung.

von der Meinungsforschung abgrenzt und die Konjunkturforschung der ›Tatsachenforschung‹ zurechnet, gingen andere (wie z.B. Lisowsky¹⁸) davon aus, daß die »Meinungs- und Stimmungsanalyse (...) auch Gegenstand der wirtschaftlichen Marktforschung« (59) sei. Entsprechend trete »zu den Verfahren des Messens (...) ergänzend das Verstehen« (57). Damit gestaltete sich auch das mögliche Spektrum empirischer Methoden der Markt- und Werbeanalyse breiter: »1. Befragung (Survey method) a) Tatsachen (factual survey) b) Meinungen (opinion survey) c) Begründungen beider (interpretive survey) 2. Beobachtung, Schau (observational method) 3. Experiment (experimental method) - Reaktionsfeststellung (...)« (62). Schließlich verwies Lisowsky auch auf die Bedeutung längerfristiger Beobachtungen zum Verbrauchs- und Medienverhalten in Form von Panel-Untersuchungen. All diese Forschungen wurden dem Oberbegriff der empirischen Sozialforschung zugerechnet. Während die Marktforschung im betrieblichen Bereich neues Terrain besetzen konnte, geriet die Konjunkturforschung durchaus in Konflikt mit bestimmten Arbeitsbereichen der amtlichen Statistik. Hier bemühte man sich, das eigene Tun als eine Ergänzung der amtlichen Statistik auszuweisen. »Um jedoch zu weitgehenden Erwartungen vorzubeugen, muß ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß die Statistik damit in keiner Weise überflüssig geworden ist. Denn auch die Quantifizierung, die wir mit den Testergebnissen durchführen, ist in ihrer Basierung an das Vorhandensein von einer Statistik gebunden« (94).

d) Die Vertreter der amtlichen Statistik

Die Vertreter von statistischen Ämtern auf kommunaler, Landes- und Bundesebene traten mit Ausnahme von Hans Kellerer¹⁹, der das Referat zu ›Wesen, Wert und Grenzen des Stichprobenverfahrens für die empirische Sozialforschung‹ hielt, auf der Tagung nur am Rande in Erscheinung; dennoch war das Verhältnis von empirischer Sozialforschung und amtlicher Statistik häufiger Thema von Bezugnahmen, Abgrenzungen und Ausgrenzungen. Wenn Sittenfeld in seiner Einführung zur Tagung von drei Gruppen – die Universitäten, die privaten Forschungsinstitute und die neuen Institute der Markt- und Meinungsforschung – berichtete, deren gegenseitige Befruchtung, die Entwicklung der Sozialforschung in der westlichen Welt gefördert habe, blieben die Vertreter der amtlichen Statistik ausgespart. Schwenzner²⁰ begriff unter dem ›wir‹ (der empirischen Sozialforscher) die Marktforscher, die Meinungsforscher und die »politischen Forscher« (42). Neumann führte aus:

¹⁸ Arthur Lisowsky, Professor an der Handelshochschule St. Gallen, gehörte neben Peter Kaufmann, Adolf Wirz und Otto Angehrn zu den »Vätern der Marktforschung in der Schweiz« (Kapferer 1994:111). Er hatte seit 1938 zu Themen der Marktforschung publiziert und an der Handelshochschule gelehrt.

¹⁹ Hans Kellerer, Dozent, Bayerisches Statistisches Landesamt München.

²⁰ Julius Schwenzner, Dozent, Gesellschaft für Marktforschung mbh, Hamburg.

»Wo immer repräsentative Umfragen mit politischem oder sozialem Charakter herangezogen werden, sollte man sich vergegenwärtigen, daß all diese Arbeiten nicht in Gang gekommen wären, wenn wir nur mit der offiziellen Welt, der Amtlichkeit zu rechnen gehabt hätten. Es wäre bei uns nichts vorhanden außer den ›surveys‹ der Besatzungsmächte (...)« (50/51).

Kellerer sah aus seiner Perspektive die Akteure der Sozialforschung in die amtliche Statistik und die nicht-amtliche empirische Sozialforschung bzw. nicht-amtliche Statistik geschieden.

»Sehr wichtig erscheint mir die Anbahnung einer engen Zusammenarbeit zwischen der amtlichen Statistik und der nichtamtlichen empirischen Sozialforschung im Sinne eines gegenseitigen Erfahrungsaustausches und einer sinnvollen Zusammenarbeit bzw. Aufgabenteilung. Z.B. im Rahmen der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung – ›social accounting‹ – sowie bei der Fortschreibung der Ergebnisse großer Zählungen wird die amtliche Statistik u.a. auch das ihr zunächst ungewohnte Interviewverfahren anwenden und sich vielleicht sogar ein Berichterstattemetz zulegen müssen. Es ist die Frage zu prüfen, ob hierbei die bereits bestehenden Interviewerorganisationen der nichtamtlichen Statistik mit herangezogen werden sollen und können« (115).

Er verwies auf ein englisches Beispiel von ad-hoc-Stichproben, die mit staatlichen Mitteln von einer privaten Organisation durchgeführt werden. Auch andere Vertreter sahen im Bereich der Stichprobenziehung eine wichtige Aufgabe der amtlichen Statistik, nicht nur unter Bezug auf ihre hoheitlichen Informationen über Grundgesamtheiten und Zensusdaten, sondern auch in Bezug auf die erforderlichen finanziellen Mittel, derer die Ziehung von reinen Zufallsstichproben bedarf.

»In Deutschland haben wir (im Vergleich zu den USA und England C.W.) nicht mit exorbitanten Kosten zu rechnen; aber sie liegen erheblich über den Hilfsmitteln von nicht subventionierten Instituten. Bisher hat in Deutschland nur ›Reactions Analysis Branch‹ die Mittel für ein ›probability-sample‹ im Bundesgebiet aufgewandt. Eine Initiative und Unterstützung der deutschen statistischen Ämter auf diesem Gebiete wäre sehr begrüßenswert« (125).

Es dürfte deutlich geworden sein, daß das oben formulierte Credo der empirischen Sozialforschung von den verschiedenen Gruppen von Akteuren nur mit Einschränkungen geteilt wurde; es wurde angesichts differenter Interessenlagen durchaus unterschiedlich interpretiert und akzentuiert. Was die Beteiligten darüber hinaus verband, war das Interesse an einem spezifischen Diskurs über Praktiken der empirischen Sozialforschung.

5. Praktiken der empirischen Sozialforschung

Die thematische Ausrichtung der Tagung konzentrierte sich neben der Vorstellung verschiedener Anwendungsbereiche empirischer Sozialforschung vorwiegend auf zwei Bereiche, auf Auswahlverfahren und auf verschiedene Typen von Erhebungsverfahren.

Bei den Verfahren der Datenerhebung stand das standardisierte Interview im Vordergrund; dabei wurden das Interviewerverhalten (Interviewerstile), die Formulierung von Fragen und Probleme der Verschlüsselung von offenen Fragen erörtert. Diese Verfahren machten – so erscheint es auf dieser

Tagung – das entscheidende Novum der Sozialforschung nach amerikanischem Muster aus. Sie ließen sich in allen hier vertretenen Produktionssphären sozialwissenschaftlichen Wissens sinnvoll einsetzen.

Bei den Auswahlverfahren ging es um allgemeine Probleme der Stichprobenziehung, um Repräsentativauswahlen und deren Kontrolle sowie um das Problem der Antwortverweigerungen bei Quotenauswahlen. Für alle Beteiligten stellte sich die Frage, welche Auswahlverfahren eingesetzt werden konnten, um die ›Repräsentativität‹ von empirischen Befunden sichern zu können. Bei dieser Frage wurden jedoch die unterschiedlichen Logiken der einzelnen Produktionssphären sichtbar; der wissenschaftliche Diskurs um das angemessene bzw. das optimale Verfahren wurde durch die Ressourcenstruktur und die spezifischen Erfordernisse der einzelnen Felder gebrochen. Dies wird z.B. in der Gegenüberstellung von amtlicher Statistik und der privatwirtschaftlich verfaßten Markt- und Meinungsforschung deutlich: Im Bereich der Meinungsforschung waren Auswahlverfahren von Interesse, die möglichst kostengünstig sind²¹, deren Befunde aber gegenüber dem Auftraggeber als hinreichend ›repräsentativ‹ vermittelt werden konnten. Neben die im wissenschaftlichen Diskurs präzise beschreibbare Frage der Repräsentativität von Befunden traten Abwägungen bei der Tolerierung von Unschärfen und Fehlerquellen. Auf einem sich entwickelnden Markt der Forschungsdienstleistungen wurden diese Probleme der Auswahl und Erhebungsverfahren schließlich bewertet, indem Institute ihre Leistungen zu unterschiedlichen Preisen anbieten konnten, indem Instituten ein bestimmtes Image (zuverlässig, schnell oder kostengünstig) zugewiesen wurde etc.²². Auch die Frage der Zeitdauer, in der Umfragen abgewickelt und Ergebnisse vorgelegt werden konnten, spielte angesichts des ›Aktualitätsdrucks‹ in Medien und Politik eine wichtige Rolle.

Demgegenüber waren die Rahmenbedingungen der amtlichen Statistik gänzlich andere. Sie hatte gewissermaßen eine Monopolposition und konnte über vergleichsweise große finanzielle Ressourcen verfügen; die Erhebung von Daten konnte auch mit obrigkeitstaatlichen Mitteln flankiert werden²³; schließlich spielte auch die Frage der Zeit nur eine nachrangige Rolle.

Vor diesem Hintergrund erhielt die auf der Tagung geführte Debatte um die Angemessenheit verschiedener Auswahlverfahren, insbesondere um die Tauglichkeit der vergleichsweise kostengünstigeren Quotenauswahl eine besondere Note. Die Debatte reichte bis zur Ebene der Benennungen: so

²¹ Hier spielte die Zahl und die Dauer der erforderlichen Interviews sowie das Problem der Interviewverweigerung eine Rolle; auch der zeitlich und räumlich optimale Einsatz von Interviewern, ihre Zuverlässigkeit und Bindung an das Institut etc., war von Bedeutung.

²² So wird verständlich, daß die Frage der Qualitätssicherung, die Abgrenzung gegen die ›Quacksalber‹, von Seiten der Meinungsforschung als ein wichtiges Ansinnen eingebracht wurde.

²³ Die Grenzen dieser Ressource dürften bei der Auseinandersetzung um die Volkszählung 1984 deutlich geworden sein.

vermied es Kellerer, die Verfahren der Quotenauswahl überhaupt unter dem Begriff der Stichprobe, des *samples*, zu fassen.

Neben der Auseinandersetzung mit verschiedenen Aspekten der standardisierten Befragung blieb für andere Verfahren der Datenerhebung wenig Raum; in jeweils einem Beitrag wurden Tiefeninterviews, Gruppendiskussionen (›das Gruppenexperiment‹), ein Verfahren der Dokumentenanalyse sowie ein soziographisches Forschungsdesign vorgestellt. Nur in den Beiträgen Adornos und Lisowskys (Wirtschaftliche Marktforschung) wurde darauf hingewiesen, daß das Spektrum an Erhebungsverfahren weit über die üblichen ›Poll-Methoden‹ hinausreiche.

Ein weiteres Thema war die Qualitätssicherung in der empirischen Forschung, dabei ging es z.B. um Berufsnormen in der Marktforschung. Implizit tauchte das Problem der Qualität von Umfragedaten auch bei der Beschäftigung mit Auswahl- und Erhebungsverfahren auf. Verfahren der *Auswertung* statistischer Daten spielten nur in einem Beitrag eine Rolle: Sittenfeld stellte unter dem Begriff der Punktgruppenanalyse ein Konzept der Tabellenanalyse vor, in dem die Antworten der Befragten nach Geschlecht, Alter, Bildungsgang etc. aufgeschlüsselt werden²⁴. In diesem Rahmen wurden auch Möglichkeiten zur Konstruktion von Indices aufgezeigt.

6. Das Unternehmen ›Empirische Sozialforschung‹

Eine Analyse der Beiträge zu dieser Tagung vermittelt einen ersten Eindruck von der ›Lage‹ der empirischen Sozialforschung, den darum gespannten Diskursen zu Beginn der fünfziger Jahre. Es gab unter den Tagungsbeiträgen wie auch in der Diskussion einen *common sense*, daß man es mit einem neuen verheißungsvollen Projekt zu tun hatte, dessen Reichweite bislang noch nicht absehbar sei. Dieses Projekt zentrierte sich um ein Ensemble von Verfahren der Stichprobenziehung und Datenerhebung, die in dieser Form in verschiedenen hier vertretenen Arbeitsfeldern einsetzbar sind. Die Verfahren verhießen den Zugang zu neuen Feldern empirisch fundierten Wissens über die soziale Welt, sie verhießen Möglichkeiten der ›Aufklärung‹ und ›Rationalisierung‹ wirtschaftlichen und politischen Handelns, sie waren für viele mit Bildern gesellschaftlichen Fortschritts verknüpft. Auch die ›Verwender‹ (im Alltagsleben, in der politischen Öffentlichkeit, in Medien, in Unternehmen und Verwaltungen) mußten mit dieser neuen Wissensform Erfahrungen sammeln²⁵. Es lohnte sich, in dieses Projekt zu investieren, indem man weitere

²⁴ Der Referent wünschte sich, solche Aufschlüsselung nicht nur nach soziologischen Merkmalen, sondern auch nach psychologischen Faktoren durchführen zu können.

²⁵ So findet sich verschiedentlich die Klage, daß bei den Verwendern empirischen Wissens dessen Reichweite und Erklärungspotential überschätzt würde. Adorno resümierte: »Für den Fortschritt der empirischen Sozialforschung in Deutschland ist es daher recht wichtig, daß ihre Beziehung zur Öffentlichkeit verantwortungsbewußt, unsentimental und frei von Suggestivwirkungen gestaltet

Erhebungen durchführte, Forschungserfahrungen sammelte, die Methodik weiter entwickelte und theoretisch fundierte etc. Schließlich kamen die Teilnehmer am Ende dieser Tagung überein, eine organisatorische Konsolidierung der begonnenen Austauschbeziehungen anzustreben.

Die Akteure, die sich in diesem *common sense* zusammenfanden, kamen aus recht verschiedenen gesellschaftlichen Feldern, in denen der empirischen Sozialforschung bzw. den darunter subsumierten Praktiken und Diskursen eine ganz unterschiedliche Bedeutung zukam:

Im *wissenschaftlichen Feld* ging es um die Frage, in welchem Verhältnis diese neuen Methoden und Wissensbestände zum etablierten Theorie- und Methodenkanon stehen²⁶, welchen Beitrag sie zur je unterschiedlich begriffenen Weiterentwicklung der Disziplin leisten konnten und wie sich damit die Qualifikationsanforderungen an Sozialwissenschaftler veränderten oder ob ein neuer Qualifikationstyp (›Techniker‹ der Sozialforschung) entstand.

Die *hochschulnahen Forschungseinrichtungen* – sie kamen auf der Tagung wenig zu Wort – orientierten sich stark am wissenschaftlichen Feld, jedoch mit dem gewichtigen Unterschied, daß ihre materielle Existenz, soweit nicht in Regelfinanzierungen gesichert, davon abhing, daß sie Auftraggeber oder Förderer fanden, die angesichts zu erwartender Ergebnisse in empirische Forschung investierten. Solche Forschungseinrichtungen hatten sich bereits in der Weimarer Zeit herausgebildet. Die Attraktion, die von den neuen Methoden der Sozialforschung amerikanischen Musters ausging, brachte ihnen einen spürbaren Entwicklungsschub.

Auch die kommerziellen *Institute der Markt- und Meinungsforschung* sahen sich in einem solchen existentiellen Bezug zum Verkauf ihrer Dienstleistungen, jedoch waren die Auftraggeber der empirischen Forschungsarbeiten und die daran geknüpften Erwartungen tendenziell andere. Für sie stellte das Wissen um die Praktiken empirischer Sozialforschung insbesondere die standardisierte Umfrageforschung und das damit verknüpfte Erfahrungswissen das zentrale Kapital dar. Es ging jedoch auch darum, die als ›repräsentativ‹ oder ›wissenschaftlich-fundiert‹ ausgewiesenen Ergebnisse möglichst ›preisgünstig‹ und schnell zu produzieren.

Für die *amtliche Statistik*, die aus einem früheren Professionalisierungsprozeß der Sozialforschung hervorgegangen war, stellte sich die Situation ambivalent dar. Kurzfristig gerieten die neuen Praktiken empirischer Forschung der amtlichen Statistik nicht zur Konkurrenz; es gab umgekehrt viele Berührungspunkte, z.B. bei den Stichprobenverfahren, wo den Daten der

tet wird, soweit das in der Massenkultur überhaupt möglich ist. Wir können nicht nachdrücklich genug hervorheben, daß die empirische Sozialforschung kein Zauberspiegel ist, um die Zukunft zu erraten, keine wissenschaftlich solidere Astrologie« (36).

²⁶ Auch wenn die Sozialwissenschaften bislang nur in geringem Maße als eigene Disziplin an Hochschulen vertreten waren, hatten sich durchaus gewisse Lehrmeinungen und Forschungspraktiken herausgebildet.

amtlichen Statistik eine Schlüsselrolle zukam. In der amtlichen Statistik wurde in jahrzehntelanger professioneller Arbeit im Bereich der Datenerhebung und -auswertung ein Fundus praktischen und theoretischen Wissens akkumuliert, es gab Fachorganisationen und -medien, wo eine wissenschaftliche Auseinandersetzung und Weiterentwicklung des Instrumentariums erfolgte.

Gegenüber der sonst beobachtbaren Aufbruchstimmung war hier eher ›business as usual‹ angesagt; die Rede vom Unternehmen ›Empirische Sozialforschung‹ (s.o.) scheint für die amtliche Statistik nur bedingt zuzutreffen, die damit verbundene ›Aufbruchstimmung‹ ist nicht zu beobachten. Langfristig stellte sich aber die Frage, ob nicht bestimmte Leistungen der amtlichen Statistik auch mit anderen Mitteln bzw. von anderen Trägern erbracht werden können. Zudem hatte die amtliche Statistik mit der Verbreitung der repräsentativen Umfragemethoden ihr Monopol auf empirisch fundierte Daten und Deutungen der sozialen Welt und des wirtschaftlichen Geschehens verloren.

Auch für die *Medienvertreter* – sie traten auf der Tagung nur wenig in Erscheinung – stellte sich mit der Herausbildung einer empirischen Sozialforschung in Form einer kurzzyklisch agierenden Umfrageforschung das Problem der Deutungskonkurrenz. Wie aus den Randbemerkungen von Noelle-Neumann (s.o.) hervorgeht, schienen die Strategien zwischen Ausgrenzung und Vereinnahmung zu schwanken.

Die Situierung der Beteiligten in unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern wurde am Rande der Beiträge immer wieder angesprochen; so wurden Grenzlinien zwischen Hochschulen und privaten Forschungseinrichtungen, zwischen der amtlichen und der nicht-amtlichen Statistik sowie zwischen der akademischen und der nicht-akademischen Welt angesprochen. Implizit ging es auch in vielen anderen Diskursen um Fragen der Selbstverständigung, der Grenzziehung, um den Versuch einer Verortung des neuen/ alten Phänomens ›empirische Sozialforschung‹.

Das zeigte sich bereits beim Umgang mit dem Begriff ›empirische Sozialforschung‹, der von den Veranstaltern gegenüber dem der ›Meinungsforschung‹ als angemessener erachtet wurde. Der Begriff wurde nur von einem Teil der Redner und Diskutierenden gebraucht, parallel wurde von Meinungsforschung, Umfrageforschung sowie von den neuen amerikanischen Methoden gesprochen. Welche Verfahren darunter verstanden wurden, ging scheinbar auseinander; für die einen standen standardisierte (Meinungs-)befragungen im Vordergrund, andere verwiesen auf ein weiteres Methodenspektrum (s.o.).

In verschiedenen Debattenbeiträgen stellte sich die Frage nach den ›Ursprüngen‹, den ›Quellen‹ der empirischen Sozialforschung; es ging insbesondere um die Frage, inwieweit die Entwicklung der empirischen Sozialforschung eher in Kategorien des Neuanfangs bzw. als Übernahme ›ame-

rikanischer Methoden‹ und Termini²⁷ oder eher in Kategorien der Kontinuität²⁸ gedacht wurde. Fragen der wissenschaftlichen Erstgeburt gingen dabei eine komplexe Melange mit kulturkritischen, antiamerikanischen und chauvinistischen Versatzstücken ein; sie wurden zum strategischen Moment im Streit um die Anerkennung als legitimierte Instanz der Verkündung wissenschaftlichen Wissens. So wurde die Frage verhandelt, ob es sich wirklich um amerikanische Methoden handele oder eher um europäische Traditionen, deren Entwicklung durch Faschismus und Weltkrieg nur behindert worden sei. Schließlich wurde gefragt, ob die für die USA entwickelten Methoden umstandslos auf deutsche Verhältnisse anwendbar seien oder ob sie gewissermaßen neu erfunden werden müßten; auch dies barg Möglichkeiten der Distinktion.

In dem Bemühen um Einordnung und Selbstverständigung wurde die Tätigkeit der empirischen Sozialforscher mit unterschiedlichen Tätigkeitsfeldern bzw. Berufen in Bezug gesetzt. So wurde von ihnen als den ›Technikern‹, den ›Experten‹ und den ›Statistikern‹, den ›Beobachtern der Alltagserfahrung‹ gesprochen, im Kontrast zu den ›Wissenschaftlern‹ und ›Denkern‹, den ›Analytikern am Schreibtisch‹; sie wurden mit ›Ärzten und ›Tiefenpsychologen‹ verglichen oder als ›Kartographen‹ des Sozialen begriffen. In diesen Zuschreibungen und Abgrenzungen ging es um die Grenzlinien von Wissenschaft und Alltagsverstand, um Differenzierungen zwischen natur- und geisteswissenschaftlichen Diskursen, zwischen wissenschaftlichem und technischem Wissen sowie um die Angemessenheit mathematischer Modellierung; so begriffen sich einige der Beteiligten als ›Tatsachenforscher‹ in Abgrenzung zu den ›Meinungsforschern‹.

Schließlich ging es auch um den Stellenwert der im Prozeß der Sozialforschung hervorgebrachten Darstellungen und Deutungen der sozialen Welt, der politischen und wirtschaftlichen Prozesse; dabei fanden sich Abgrenzungen gegenüber dem Alltagswissen (den Gerüchten und Geschichten), den Politikern, den Medien, aber auch gegenüber Konkurrenten im wissenschaftlichen Feld (geisteswissenschaftlich orientierte Soziologen, Ethnographen, Soziographen etc.). Das implizierte eine große Spannweite in den proklamierten Zielsetzungen und in den angestrebten Legitimationsdiskursen: ging es den einen darum, im Rahmen der Marktbeobachtung oder Mei-

²⁷ Der anerkannte Fachvertreter Oskar Anderson, Professor am Statistischen Institut der Universität München, warf in einer Diskussion ein: »Ich weiß nicht, ob es nicht gar zu arg mit diesen Anglizismen in der deutschen statistischen Terminologie wird. Ich habe manchmal Lust ›einen biggen stick zu taken‹ und dreinzuhauen. Zu den Begriffen: ›probability-sample‹, ›quota-sample‹, ›at random‹, ›testen‹, ›pretesten‹, ›coden‹ ›significant‹ usw. usw. möchte ich feststellen: Das kann man doch alles auch auf deutsch sagen«. Nach einer Darstellung der Leistungen europäischer Mathematiker und Statistiker und der von ihnen benutzten Schriftsprache (in der Regel Latein) heißt es: »Im Mittelalter hielt man Jerusalem für den Nabel der Welt. Soll USA jetzt bei uns diese Stelle einnehmen« (Institut zur Förderung öffentlicher Angelegenheiten [1952] 1962:128).

²⁸ Anderson strich heraus, er habe bereits 1915 in Rußland und 1926 in Bulgarien mit Verfahren der Zufallsstichprobe bzw. mit ›Quota-Verfahren‹ gearbeitet. Vgl. auch Kellerer u.a. (1963:XIVf).

nungsforschung unternehmerische oder politische Entscheidungen zu fundieren und zur Aufklärung von politisch Handelnden beizutragen, ging es anderen um die Erfassung der Totalität eines spezifischen (räumlich sozialen) Segments oder um gesellschaftliche Totalität.

Abschließend ist noch einmal der Stellenwert der Tagung ›Empirische Sozialforschung‹ herauszustreichen²⁹. Das Besondere lag in der breiten Zusammensetzung von Teilnehmern und Referenten und in der Vielfalt von Themen. Die Hoffnungen auf eine organisatorische Konsolidierung solcher Austauschbeziehungen haben sich in dieser Breite nicht realisieren lassen. Man ging, wie noch zu sehen sein wird, eher getrennte Wege³⁰.

II. Die Analyse des Unternehmens ›Empirische Sozialforschung‹

In dem Unternehmen ›Empirische Sozialforschung‹ ging es um die Beschreibung und Analyse von sozialen Phänomenen mit (alten und neuen) empirischen Methoden; es ging um eine spezifische Weise der Konstruktion der sozialen Welt. Das Unternehmen war um ein bestimmtes *Forschungsthema*, die soziale Welt in einem westlichen Industrieland, gruppiert; zudem stifteten der *forschungsmethodische Zugriff*, der Einsatz von empirischen Verfahren der Datenerhebung und -auswertung und die darum gespannten Diskurse eine gewisse Kohärenz. Es ging um einen bestimmten Blick auf die soziale Welt, um eine spezifische (sprachliche) Form, die Ergebnisse von Beobachtung und Analyse niederzulegen, um bestimmte Muster der Argumentation, die in Konkurrenz zu anderen Formen der Thematisierung des Sozialen standen (im Alltagswissen, in Medien, in der Literatur, in der politischen Rede, Philosophie, Sozialphilosophie etc.) und die bestimmte Bedeutungskonnotationen mobilisierten (wissenschaftlich, mathematisch, exakt, objektiv, modern, realistisch, amerikanisch etc.). Schließlich war das Unternehmen Sozialforschung nach der Niederschlagung des Faschismus und mit der sich abzeich-

²⁹ 40 Jahre später fand in Ladenburg eine ›Neuaufgabe‹ der Weinheimer Tagung statt. Man versuchte, zwischen der historischen Situation nach dem Zweiten Weltkrieg und der Situation nach der Wiedervereinigung gewisse Parallelen herzustellen. Ziel war es, zunächst den Stand der empirischen Sozialforschung in der ehemaligen DDR aufzuarbeiten, und es sollten »Lücken und Irrwege der Umfrageforschung (...) im Vereinigungsprozeß« (Jaufmann 1992:14f) untersucht werden. Die Tagung war zentraler Bestandteil einer Pilotstudie für das Bundesministerium für Forschung und Technologie zum Thema ›Bestandsaufnahme und Perspektiven der Einstellungs-, Markt- und Meinungsforschung in einem vereinten Deutschland‹.

³⁰ 1952 fand eine weitere Tagung statt, bei der es u.a. um die Vorstellung einzelner Forschungsvorhaben ging (Demirovič 1999:359). Darüber hinaus fanden am Frankfurter Institut für Sozialforschung kleinere Konferenzen zu Fragen der Familien- oder der Industriesoziologie statt (351f).

nenden Block-Konfrontation in einem spezifischen *zeitgeschichtlichen und räumlichen Kontext* verankert.

Darüber hinaus war dieses Unternehmen eher durch heterogene Momente gekennzeichnet: Insbesondere unterschieden sich die *institutionellen Rahmungen*, in denen das Unternehmen Sozialforschung betrieben wurde: im universitären Kontext, im Kontext der amtlichen Statistik, im Kontext von (hochschulnahen und -unabhängigen) Forschungsinstituten und schließlich im Kontext der Meinungs- und Marktforschung. Damit verbunden waren spezifische Formen der Organisation und Finanzierung wie auch Formen der Einbindung und Verwendung empirisch fundierten Wissens.

Auch die *Zielsetzungen, Motive und Interessen*, unter denen empirische Sozialforschung betrieben wurde, sowie die darum gespannten Selbstverständnisdiskurse fielen auseinander. So lassen sich die Ziele empirischer Forschung auf einem Kontinuum zwischen den Polen »Theoriebezug« (Entwicklung eines soziologischen Theoriegebäudes) und »Anwendungsbezug« (Diagnosen und Problemlösungen im ökonomischen, sozialen, politischen Feld) verorten. Damit waren verschiedene Selbstverständigungsdiskurse im wissenschaftlichen Feld (z.B. das Projekt einer empirischen Neubegründung der Soziologie oder einer Kritischen Theorie der Gesellschaft), im politischen Feld (das Projekt von Sozialpolitik und Sozialreform, das sozialdemokratisch/ gewerkschaftliche Reformprojekt, die Leitideen von Demokratisierung und Antitotalitarismus) und im ökonomischen Feld (Rationalisierung des Wirtschaftshandelns, soziale Marktwirtschaft) verknüpft.

Schließlich wies auch der *methodische Zugriff* auf die soziale Welt, die Gewinnung und Auswertung von empirischen Daten und ihre Repräsentation in empirischen Befunden eine große Spannweite auf; die im Methodendiskurs getroffene Unterscheidung von qualitativen und quantitativen Untersuchungsmethoden kann diese exemplarisch markieren.

Vielleicht läßt sich die hier entwickelte Perspektive durch ein einfaches Modell illustrieren. Im Zentrum steht ein sich entwickelndes und veränderndes Set von Techniken der empirischen Sozialforschung, Techniken der Datenerhebung sowie der Aufbereitung, Analyse und Präsentation. Damit kann empirisch fundiertes Wissen über die soziale Welt hervorgebracht werden. Auf diese Techniken der empirischen Sozialforschung wird in verschiedenen Produktionskontexten (amtliche Statistik, universitäre und außeruniversitäre Sozialforschung, Markt- und Meinungsforschung) zugegriffen, und es wird für je spezifische Repräsentationen der sozialen Welt genutzt. Diese Institutionen, in denen empirisches fundiertes Wissen hervorgebracht wird, stehen ihrerseits im Kontext verschiedener gesellschaftlicher Felder (Wissenschaft bzw. Universität, öffentliche Verwaltung etc.).

Auf dieses Wissen wird schließlich in verschiedenen gesellschaftlichen Praxis-Feldern zugegriffen, und es wird in die dort gültigen Repräsentationen der sozialen Welt integriert.

PARTEIEN, VERBÄNDE

POLITISCHE ADMINISTRATION



Abb. 1: Produktionskontexte und Verwendungsbereiche von empirischer Sozialforschung

Eine wichtige Rolle in diesen Prozessen der Hervorbringung und Verwendung empirisch fundierten Wissens spielen die erkenntnis- und handlungsleitenden Vorstellungen, die die verschiedenen Akteure ausbilden.

Eine weitere Präzisierung dieser Überlegungen soll in Auseinandersetzung mit dem Konzept des Feldes und dem Konzept des Leitbildes erfolgen.

1. Die Analyse von Feldern

Mit der Analyse von Feldern sind verschiedene Perspektiven und Fragestellungen verknüpft. In *struktureller* Perspektive wird nach den beteiligten Akteuren und ihren (objektiven) Beziehungen gefragt, nach den von ihnen eingesetzten Kapitalien, nach den sich daraus ergebenden Relationen und nach der Stellung des untersuchten Feldes im gesellschaftlichen Machtfeld. In *strategischer* Perspektive geht es um die Spielfähigkeit, die Zugangsregeln und -voraussetzungen, den Habitus und die Strategien der Beteiligten, ihre verfügbaren Kapitalien ›gewinnbringend‹ einzusetzen – also um ihre Einsätze und Gewinne bezogen auf ein bestimmtes Interessenobjekt. In *diskursiver* Perspektive interessieren die Homologien zwischen dem Raum der Stellungen und dem Raum der Stellungnahmen im Diskurs, der Kampf um die Doxa. In *historischer* Perspektive geht es um die Herausbildung, die Vergangenheit und Zukunft des Feldes, um Veränderungen in der Bewertung von Kapitalien. Es sei daran erinnert, daß der Feldbegriff³¹ wie auch

³¹ Um das Feldkonzept ranken sich verschiedenste *Feldmetaphern* (Spielfeld, Kampffeld, Kräftefeld, Magnetfeld, Produktionsfeld etc.), *Spielmetaphern* (Regel, Einsatz, Gewinn, Strategie etc.) und *Marktmetaphern* (Kapital, Verwertung, Gewinn, Abwertung etc.). Diese begriffliche Offenheit relativiert sich jedoch über die systemischen Bezüge innerhalb des Begriffsapparates: z.B.

andere Begriffe bei Bourdieu als operationelle Begriffe konzipiert sind; sie werden nicht als Bausteine eines Theoriegebäudes begriffen, sondern sie sollen Forschungsprozesse systematisch anleiten. Der konzeptionell recht offene Feldbegriff³² konkretisiert sich über die Bestimmung der im Feld wirksamen Kapitalsorten, über eine Bestimmung seiner Grenzen.

Ein solches Feld wird als ein ›relativ autonomer sozialer Mikrokosmos‹ begriffen³³, mit einer spezifischen ›Logik‹ und ›Notwendigkeit‹, »die sich nicht auf die für andere Felder geltenden reduzieren lassen« (Bourdieu [1992] 1996:127) – so drückt sich in der Feldstruktur einer Gesellschaft auch deren soziale Differenzierung aus. Zugleich ist mit dem ›relationalen‹ Feldkonzept ein besonderer soziologischer Blick, »eine Umkehrung der gesamten Alltagssicht von sozialer Welt« ([1982] 1985:71) verknüpft, der mit der Selbstsicht von Akteuren und Interaktionen bricht und diese im Kontext von je spezifischen Beziehungen, Logiken, Kräfteverhältnissen, ihren Einsätzen und Gewinnen begreift.

Forschungshandeln und Diskurse über Forschung werden als Stellungnahmen in einem Kräftefeld begriffen, in dem Forschende, wissenschaftliche Institute und Organisationen, Hochschulen aber auch Akteure aus anderen Feldern (Politik, Ökonomie), ausgestattet mit einem Mix spezifischer Kapitalien, strategisch agieren. Es geht um die sozialen Formationen, in denen empirisches Wissen produziert und verwendet wird, sowie um spezifische Perspektiven auf die soziale Welt, die diesen Prozessen eingeschrieben werden. Gegenüber der allgemeinen Bestimmung des wissenschaftlichen Feldes³⁴ fungiert das universitäre Feld als eine spezifische »Stätte der Auseinandersetzung und des Kampfes (...), in dem es um die Bestimmung der Voraussetzungen und Kriterien der legitimen Zugehörigkeit und Hierarchie geht,

zum Habitus- und Kapitalbegriff. Solche systemischen Definitionen haben vor allem den Zweck »systematische empirische Anwendungen« ([1992] 1996:125) zu strukturieren.

³² Zur Einordnung des Bourdieuschen Feldbegriffs vgl. Kretschmar (1991).

³³ »Der Begriff des Feldes ist dazu da, daran zu erinnern, daß das eigentliche Objekt einer Sozialwissenschaft nicht das Individuum oder der ›Autor‹ ist, auch wenn man ein Feld nur von Individuen aus konstruieren kann (...) Das Feld muß im Mittelpunkt der Forschungsoperationen stehen. Was jedoch keineswegs bedeutet, daß die Individuen bloße ›Illusionen‹ wären, die nicht existierten. Die Wissenschaft konstruiert sie, aber eben als ›agents‹ als *Akteure*, und nicht als biologische Individuen, Handelnde oder Subjekte im Sinne der Existenz- oder Bewußtseinsphilosophie: Diese ›agents‹ konstituieren sich dadurch als aktive und im Feld handelnde Akteure, daß sie die Eigenschaften besitzen, die erforderlich sind, um im Feld Wirkungen zu entfalten, Effekte zu produzieren« ([1992] 1996:138f).

³⁴ »The scientific field is a field of forces whose structure is defined by the continuous distribution of specific capital possessed, at the given moment, by various agents or institutions operative in the field. It is also a field of struggles or a space of competition where agents or institutions who work at valorizing their own capital (...) confront one another. (...) These struggles, however, remain determined by the structure to the extent that scientific strategies – which are always socially overdetermined, at least in their effects – depend on the volume of capital possessed and therefore on the differential position within this structure and on the representation of the present and future of the field associated with this position« (1991b:6f).

das heißt der relevanten, wirksamen Eigenschaften, die sich als Kapital einsetzen lassen und spezifische Profite erzielen, die vom jeweiligen Feld abgesichert werden« ([1984] 1992:45). Bei einer genaueren Analyse zeigt sich als Besonderheit dieses Feldes, daß es eine *Vielfalt von Hierarchisierungsstrategien und relevanten Kapitalien* gibt, die für die beteiligten Akteure bedeutsam sind.

Neben den Kapitalien, die auch die soziale Struktur der umgebenden Gesellschaft prägen (ererbte Kapitalien und aktueller Besitz an sozialem und ökonomischem Kapital) geht es um spezifische wissenschaftliche, universitäre, kulturelle oder intellektuelle Kapitalien³⁵. In der wissenschaftlichen Praxis gehen das »capital of social authority« und das »capital of strictly scientific authority« (1991b:7) unauflösbare Verquickungen ein. Mertons Weg einer Differenzierung nach intellektuellen und sozialen Konflikten (Merton [1949] 1985:97) scheint Bourdieu daher nicht gangbar³⁶.

Die Identifizierung von Gruppen oder von Schulen, auf die in wissenschaftsgeschichtlichen Darstellungen gern als strukturierendes und typologisierendes Moment zurückgegriffen wird, erscheint angesichts der Vielfalt von Kapitalien und der beständigen Umwälzung ihrer Bewertung ausgesprochen schwer. D.h. was in der diskursiven oder paradigmatischen Perspektive als zusammengehörig oder aufeinander bezogen erscheint, kann aus der Perspektive der Stellungen im universitären oder sozialen Raum durchaus als disparat erscheinen³⁷.

Der aus dieser Konstellation erwachsende beständige Konflikt, der ›Kampf aller gegen alle‹ trägt eher zur Reproduktion des universitären Systems bei, als daß er die ›Gefahr einer permanenten Revolution‹ in sich birgt, insbesondere die Mechanismen der Einbindung der ›Neuankömmlinge‹ in dieses Wettbewerbsspiels spielen eine wichtige Rolle (154f). Auch die Pluralität der Hierarchisierungsprinzipien und Kapitalien erweist sich als funktional.

»In einem Universum, dessen Realität – wie beim universitären Feld – in so starkem Maße von der *Vorstellung* (Hervorhebung C.W.) abhängt, die sich die darin Handelnden selbst von ihr machen, können letztere von der Vielzahl vorhandener Hierarchisierungsprinzipien sowie vom niedrigen Objektivierungsgrad des symbolischen Kapitals zu profitieren suchen, um ihre Anschauung durchzusetzen und entsprechend der eigenen symbolischen Macht ihre Stellung im Raum dadurch zu verändern, daß sie das mögliche Bild der anderen von dieser Stellung sowie das eigene ändern« (49).

³⁵ Stellung im Raum der Fakultäten, Stellung in universitären Hierarchien, wissenschaftliche Produktionen, Verfügung über Forschungsmittel und Forschungsgruppen, Mitgliedschaften, Kontrolle über Zugänge und Verlauf von Karrieren, Reputation in wissenschaftlichen und anderen Öffentlichkeiten, Studierendenzahlen etc.

³⁶ »For example, the competition for funds and research tools that puts specialists in opposition is never reduced to a simple struggle for strictly ›political‹ power: those who come to head the large scientific organizations are obliged to impose a definition of research implying that the correct way to do science necessitates the use of the services of a large scientific bureaucracy (...) and to institute as the universal and eternal methodology the survey of large random samples, the statistical analysis of data, and formalization of results« (1991b:16).

³⁷ Zudem gemahnt Bourdieu verschiedentlich, nicht angesichts der Differenz im Diskurs die weiten Bereiche des Einverständnisses – z.B. über die Grundlagen dieses Diskurses – zu übersehen.

Der Hinweis auf die besondere Bedeutung der Konstruktionsarbeit, der Vorstellungen vom universitären und wissenschaftlichen Universum ist für die hier formulierte Frage nach den Leitbildern empirischer Sozialforschung ausgesprochen fruchtbar. So ließe sich fragen, wie die neuen und erneuerten Konzepte empirischer Sozialforschung in die sozialwissenschaftlichen Vorstellungswelten eingegangen sind und sie verändert haben: die Vorstellungen vom Gegenstand, vom Forschungsprozeß und seinen Ergebnissen, das Verständnis von Theorie und Wissenschaftlichkeit und schließlich die Vorstellungen vom Stellenwert sozialwissenschaftlichen Wissen, vom Stellenwert der Sozialwissenschaften. Damit korrespondiert wiederum die Selbstverortung der Sozialwissenschaftler in der so definierten sozialen Welt.

Diese Vorstellungen sind nur lose mit den Strukturen des umgebenden Feldes verknüpft. »Es bestehen sicherlich wenige soziale Bereiche, die der Selbstverstellung und Selbsttäuschung, dem Auseinanderklaffen von Selbstverständnis und tatsächlicher Stellung innerhalb des sozialen Feldes oder Raumes so viel Freiheit, ja institutionelle Unterstützung gewähren« (56f). Hier zeigt sich die ›problematische‹ Seite wissenschaftlicher Autonomie. Bourdieu schlägt vor, auch die für das universitäre Feld spezifische Vielfalt von Bewertungssystemen aus den Logiken des Feldes zu begreifen:

»Man muß sich in der Tat fragen, ob nicht die Vielzahl von Hierarchien und das Nebeneinander praktisch unvereinbarer Machtformen – wissenschaftliches Prestige und universitäre Macht, interne Anerkennung und externes Ansehen – selber aus einer Art Gesetz der Nichtkumulierung resultieren, das sowohl in den Strukturen eingebunden als auch stillschweigend anerkannt ist und das zugleich einen Schutz darstellt gegen die Folgen einer kompromißlosen Anwendung der öffentlich proklamierten Normen« (58).

In den Gesellschaftswissenschaften stellt sich das Problem wissenschaftlicher Autonomie in besonderem Maße:

»(...) all powers – and especially symbolic powers – cannot but feel threatened by the existence of a discourse claiming truth about the social world and especially about powers: the temporally or spiritually powerful want discourses that are regulated and subordinated to the prerequisites of their own reproduction; they want applied techniques of rule or instruments of legitimation« (1991b:19).

Bezogen auf die Entwicklung empirischer Sozialforschung ist zu fragen, wie diese mit einem spezifischen Wissenschafts- und Wahrheitsanspruch auftretenden Praktiken und Diskurse in Konkurrenz mit anderen Diskursen über den legitimen Blick auf die soziale Welt treten und wie die Frage der Autonomie des sozialwissenschaftlichen Feldes zum Gegenstand der Auseinandersetzung innerhalb wie außerhalb dieses Feldes wird.

2. Paradigmen, Denkstile, Leitbilder

Neben der Analyse von Praktiken und institutionellen Strukturen sollen die leitenden Vorstellungen der Produzenten und Verwender empirischer Sozial-

forschung rekonstruiert werden. Als Leitbilder werden jene orientierenden und handlungsleitenden Vorstellungen von Individuen oder einzelnen Gruppen der *scientific community*, aber auch von Auftraggebern, Förderern und Rezipienten, verstanden, die die Etablierung und Weiterentwicklung der empirischen Forschung geprägt und befördert haben. So ist z.B. zu vermuten, daß mit der Orientierung an der ›Erfolgsgeschichte‹ der amerikanischen Sozialforschung, mit der sogenannten ›Sozialindikatorenbewegung‹, mit dem Versuch einer Verschränkung von kritischer Theorie und empirischer Forschung und schließlich mit der Renaissance der qualitativen Sozialforschung immer auch spezifische Leitbilder verknüpft waren.

Mit der Analyse von Leitbildern der Wissensproduktion und -verwendung ist eine spezifische Perspektive auf die Logiken wissenschaftlicher Entwicklung verbunden; richtungsweisend war hier Kuhns Paradigmenbegriff³⁸. In der ersten Fassung seines Ansatzes begriff Kuhn solche wissenschaftlichen Leistungen als Paradigmata, die »neuartig genug [sind], um eine beständige Gruppe von Anhängern anzuziehen«, die »offen genug sind, um der neuen Gruppe von Fachleuten alle möglichen ungelösten Probleme zu stellen« und die »Vorbilder abgeben, aus denen bestimmte festgefügte Traditionen wissenschaftlicher Forschung erwachsen« ([1962] 1993:25). »Das Studium der Paradigmata (...) ist für Studierende die wichtigste Vorbereitung für die Mitgliedschaft in einer bestimmten wissenschaftlichen Gemeinschaft« (26). Die Existenz von Paradigmen, die zudem in Lehrbüchern kanonisiert sind, ermöglicht im wissenschaftlichen Normalbetrieb hoch spezialisierte Forschungs- und Kommunikationsprozesse, da die Kenntnis der gemeinsamen Paradigmata vorausgesetzt werden kann. Sie liefern so ein System von Schubladen, in denen bestimmte Probleme Platz haben, aus denen andere aber ausgegrenzt (bzw. nicht wahrgenommen) werden; sie werden auch zum »Kriterium für die Wahl von Problemen« (51). Über ihre Vorbildfunktion gewährleisten sie die Kohärenz von Forschungstraditionen, ohne daß sich im einzelnen vollständige Regel- oder Annahmesysteme ausmachen ließen, die wissenschaftliches Handeln strukturieren. Erst wenn die Tragfähigkeit von Paradigmata fraglich wird, erhält die Verständigung über Regeln eine neue Bedeutung.

³⁸ Kuhn hat sich zu Versuchen, seine Hauptthesen, die er am Fall der physikalischen Wissenschaften entwickelt, auf andere Wissenschaftsbereiche jenseits der Naturwissenschaften zu beziehen, nur zurückhaltend geäußert ([1962] 1993:219f). Er begreift die Herausbildung von Paradigmata im Wissenschaftsprozess und die dadurch strukturierten Phasen der Normalwissenschaft bzw. die außerordentlichen Episoden paradigmatischen Umbruchs als Ausdruck der Reife eines wissenschaftlichen Fachgebietes. Demnach wären die Sozialwissenschaften eher als vorparadigmatische Wissenschaften zu begreifen, die weit stärker durch konkurrierende Schulen denn durch übergreifende kohäsive Paradigmen strukturiert sind. Dennoch erscheint es fruchtbar, die Kuhnschen Überlegungen zur Rolle von Paradigmen im wissenschaftlichen Normalbetrieb etwas genauer aufzunehmen.

Im Postskriptum von 1969 schlägt Kuhn eine Modifizierung des Paradigmenkonzepts vor, indem er stärker zwischen den kohäsiven Kräften von Paradigmen und wissenschaftlichen Gemeinschaften unterscheidet und den Paradigmenbegriff weit enger faßt und durch den des »disziplinären Systems« ersetzt. Diese disziplinären Systeme zeichnen sich dann durch symbolische Verallgemeinerungen, durch ein Vertrauen auf bestimmte Modelle – auf zulässige Analogien und Metaphern –, durch ein System von Werten wissenschaftlichen Handelns und schließlich durch Paradigmen im engeren Sinne von »Musterbeispielen«³⁹ (*exemplars*) aus.

Ludwik Flecks bereits 1935 erschienene Arbeit ›Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache«⁴⁰ steht verglichen mit Kuhns Ansatz für eine stärker relativistische Position der Wissenschaftsforschung wie auch der Wissenschaftstheorie: Jemand erkennt etwas »als Mitglied eines bestimmten Kulturmilieus« oder am besten »in einem bestimmten Denkstil, einem bestimmten Denkkollektiv« ([1935] 1993:54). Wie im Alltagsleben so bilden sich auch im wissenschaftlichen Leben in Prozessen ›sozialer Verdichtung‹ bestimmte Glaubensgebilde und Kollektivvorstellungen heraus. Fleck sieht den Vorteil seiner ›Denkkollektivtheorie‹ darin, ganz verschiedene Formen des Denkens mit einem einheitlichen Konzept untersuchen zu können. In seinem Ansatz kommt dem wissenschaftlichen Wissen kein besonderer Ort zu; in Abgrenzung zu den Erkenntnistheoretikern des Wiener Kreises wie gegen humanistisch orientierte Philosophen⁴¹ fragt er: »Können wir denn nicht überhaupt ohne ein ›Fixum‹ auskommen? Beide sind veränderlich: Denken und Tatsachen. Schon darum, weil Denkveränderungen in veränderten Tatsachen sich offenbaren und umgekehrt grundsätzlich neue Tatsachen nur durch neues Denken auffindbar sind« (70).

Für eine Analyse der Entwicklung der empirischen Sozialforschung sind Flecks Überlegungen zur Rolle von Denkstilen und Denkkollektiven von

³⁹ Diesen »Musterbeispielen« wird im Postskriptum besondere Aufmerksamkeit zugewandt (vgl. 199ff). Kuhn arbeitet heraus, daß entgegen den Darstellungen von Lehrbüchern, die wissenschaftliche Erkenntnis als in Theorien und Regeln eingebettet darstellen, die Einübung in das wissenschaftliche Denken und Arbeiten weit stärker durch das Lösen exemplarischer Aufgaben, das Erlernen von Ähnlichkeitsbeziehungen und Analogien (in Problemstellungen) und das Einüben von bewährten bzw. anerkannten Sichtweisen erfolgt. Schließlich verweist er auch auf die Rolle des impliziten, stillschweigenden Wissens (Polanyi [1966] 1985), das eher über wissenschaftliche Praktiken denn über die Aneignung von Regeln gewonnen wird.

⁴⁰ Die in Basel erschienene Studie Flecks zur Entwicklung des Syphilis-Begriffs ist in den 30er Jahren kaum rezipiert worden. »Die deutschsprachigen Zentren der Wissenschaftstheorie in Wien, Prag und Berlin lösten sich auf. (...) Flecks Buch gehörte nicht zu jenem Ideengut, das auf diesem Weg in die angelsächsischen Länder exportiert und weiterentwickelt wurde« (Schäfer/ Schnelle [1980] 1993:IX). Es fügt sich nicht in den neopositivistischen Kanon ein, der lange Zeit die wissenschaftliche Debatte dominierte. Erst mit Kuhn, der in der Einleitung ([1962] 1993:8) kurz auf die Studie Flecks verweist, kann sich dieser Denkstil in der wissenschaftlichen Debatte etablieren.

⁴¹ Den einen wirft er einen »allzugroßen Respekt vor Logik, (...) vor logischem Schließen« (69) vor, den anderen (Wilhelm Jerusalem, Lucien Lévy-Bruhl) »eine Art religiöse Hochachtung vor naturwissenschaftlichen Tatsachen« (65).

besonderer Bedeutung. Er definiert einen »*Denkstil als gerichtetes Wahrnehmen, mit entsprechendem gedanklichen und sachlichen Verarbeiten des Wahrgenommenen*« (130): es werden Probleme bestimmt, Evidenzen bilden sich heraus, es wird mit bestimmten Methoden und Erkenntnismitteln gearbeitet. Den Denkstil kann auch ein bestimmter »technischer und literarischer Stil« eines Wissenssystems begleiten. Die Fähigkeit zum gerichtetem Wahrnehmen begreift er – unter Rückgriff auf gestaltpsychologische Konzepte – als Fähigkeit zum »entwickelten unmittelbaren Gestaltsehen« (121) unter Verlust der Wahrnehmung von Widersprechendem. Ausgehend von Beispielen aus dem naturwissenschaftlichen Bereich zeigt Fleck, wie in Denkstilen auch sogenannte ›Präideen‹ (35), die zeitlich weit früher entstanden, strukturierend eingehen, sodaß sich »in jedem Denkstil immer Spuren entwicklungsgeschichtlicher Abstammung vieler Elemente aus einem anderen« (130) finden.

Denkkollektive sind gemeinschaftliche Träger von Denkstilen. Sie sind die Träger des Wissens, nicht die Individuen. Diese Kollektive können eher flüchtigen Charakter haben, sie können sich aber auch im Kontext organisierter sozialer Gruppen stabilisieren (135). Solche stabilen Denkkollektive sind formal und inhaltlich abgeschlossen, sie sichern eine spezifische Problemselektion, und es gibt stufenweise Hierarchien des Eingeweiht-Seins – von den esoterischen zu den exoterischen Kreisen. Diese Kreise hängen jedoch bei wissenschaftlichen Denkkollektiven funktional zusammen. »Aus dem fachmännischen (esoterischen) Wissen entsteht das populäre (exoterische). Es erscheint dank der Vereinfachung, Anschaulichkeit und Apodiktizität sicher, abgerundeter, fest gefügt. Es bildet die spezifische öffentliche Meinung und die Weltanschauung und wirkt in dieser Gestalt auf den Fachmann zurück« (150). »*Gewißheit, Einfachheit, Anschaulichkeit entstehen erst im populären Wissen; den Glauben an sie als Ideal des Wissens holt sich der Fachmann von dort*« (152).

Zudem entwickeln stabile Denkkollektive Praktiken der Einführung, der Einweihung; es gibt Lehrzeiten, Phasen, »während welcher rein autoritäre Gedankensuggestion stattfindet, die nicht etwa durch ›allgemein rationalen‹ Gedankenaufbau ersetzt werden kann« (136). Aus all diesen Überlegungen zu Denkstilen und -kollektiven im wissenschaftlichen Bereich erwächst bei Fleck eine große Skepsis gegenüber dem kritischen Potential von *scientific communities*⁴².

⁴² »Die disziplinierte Stimmung wissenschaftlichen Denkens (...) verbunden mit den praktischen Mitteln und Auswirkungen, ergibt einen spezifischen wissenschaftlichen Denkstil. Gute stilvolle Arbeiten erwecken sofort solidarische Stimmung beim Leser, und sie ist es, die nach einigen Sätzen das Buch zu schätzen zwingt und wirkungsvoll macht. Nachher erst überprüft man die Einzelheiten: ob sie systemfähig sind, d.h. ob die Verwirklichung des Denkstils konsequent durchgeführt, insbesondere auch ob traditionsgemäß (= vorbildgemäß) vorgegangen worden ist. Diese Feststellungen legitimieren die Arbeit zum Wissenschaftsbestand und machen das Dargestellte zur wissenschaftlichen Tatsache« (189f).

Indem Fleck Denkkollektive nicht auf das wissenschaftliche Feld begrenzt, geht er davon aus, daß sich diese »räumlich und zeitlich vielfach überkreuzen« (141), daß einzelne in verschiedene Denkgemeinschaften in Beruf, Politik, Kunst, Sport, Wissenschaft und Religion eingebunden sind.

Mit dem Gedankenverkehr zwischen verschiedenen Denkkollektiven sind stets Transformationen, stilgemäße Umformungen verbunden, bei denen der Sprache eine besondere Bedeutung zukommt. Bezogen auf das wissenschaftliche Feld mißt Fleck den damit verbundenen Problemen des Mißverstehens, im Sinne von Bedeutungsverschiebungen eine durchaus positive Rolle zu. Auch mit dem Konzept des *Denkkollektivs* wird versucht, solche Verschiebungen einzufangen und als durchaus produktives Moment⁴³ im wissenschaftlichen Prozeß zu begreifen. Hier werden aus Worten und Sätzen ›Schlagworte‹ und ›Kampfrufe‹, sie erwerben ›magische Kraft‹. Zudem entfalten sich im kollektiven Prozeß neue Motive des Erkenntnishandelns: »Propaganda, Nachahmung, Autorität, Konkurrenz, Solidarität, Freundschaft und Feindschaft« (59). Das Besondere des Fleckschen Ansatzes liegt darin, daß er all diese Momente nicht als dysfunktionale sondern als durchaus genuine Momente im wissenschaftlichen Erkenntnisprozeß begreift.

Es bleibt in seinen Überlegungen jedoch unbestimmt, wie sich das Verhältnis zwischen konkurrierenden Denkstilen reguliert; hier müßte die Perspektive erweitert werden, indem wissenschaftliches Erkenntnishandeln in einen weiteren Kontext wissenschaftlicher und politischer Beziehungen gestellt wird; Fleck deutet dies nur vorsichtig an, wenn er vom »sozialen Gepräge des wissenschaftlichen Betriebes« (59) spricht.

Diese mittlerweile schon klassischen Beiträge zur Wissenschaftsforschung haben einen wichtigen Beitrag zu einer ›antipositivistischen Wende‹ (vgl. Heintz 1993:532) geleistet. In ihrem Gefolge haben ethnomethodologisch und konstruktivistisch orientierte Ansätze bedeutende Fortschritte im Bereich der empirischen Wissenschaftsforschung hervorgebracht. Viele dieser Studien beziehen sich auf den Bereich der Naturwissenschaften, wie die Laborstudien von Latour und Woolgar ([1979] 1986) bzw. Knorr-Cetina (1984) oder die Arbeiten von Hacking und Pickering (1992). Für den Bereich der Sozialwissenschaften liegen nur wenige Studien vor: z.B. die von der Edinburgh-School inspirierte Arbeit MacKenzie's (1981) über die Entwicklung der Statistik in Großbritannien, die Studien Hackings (1975), Gigerenzers u.a. (1989) zur Entwicklung von Statistik und Wahrscheinlichkeitskonzepten, die Arbeiten, die dem Diskussionszusammenhang um Wagner, Wittrock und Whitley (1991) entstammen und schließlich die Untersuchung von Desrosières ([1993] 1998) und Thevenot (1984).

⁴³ »Ob Erkenntnisse vom individuellen Standpunkt Wahrheit oder Irrtum, ob sie richtig oder mißverstanden scheinen, sie wandern innerhalb der Gemeinschaft, werden geschliffen, umgeformt, verstärkt oder abgeschwächt, beeinflussen andere Erkenntnisse, Begriffsbildungen, Auffassungen und Denkgewohnheiten« (58/59).

Wenngleich diese jüngeren empirisch orientierten Ansätze der Wissenschaftsforschung zu einer ›theoretischen und methodologischen Diversität und Fragmentiertheit‹ (Heintz 1993:533) geführt haben, läßt sich doch ein *common sense* ausmachen: wissenschaftliches Wissen wird durchgängig als sozial geprägtes (nicht determiniertes) und als sozial konstruiertes Wissen begriffen. Zudem teilen sie auch die Theoreme von der ›Unterdeterminiertheit von Theorien‹ und der Theoriegeladenheit empirischer Beobachtungen‹ (533). Die Differenzen beginnen bei der Frage, ob und wie (externe oder feldspezifische) soziale Interessen und sich darin ausdrückende Machtkonstellationen in die Wissenschaftsentwicklung eingehen, ob und wie der dem Konstruktivismus immanente Bias zum Relativismus durch die Rekonstruktion pragmatischer oder realistischer Effekte begrenzt wird, welcher Status den Akteuren im wissenschaftlichen Feld eingeräumt wird.

Diese konstruktivistischen Positionen sind für die Frage nach den Leitbildern empirischer Sozialforschung konstitutiv. Sie begreifen das Forschungshandeln jedoch in hohem Maße aus einer Binnenperspektive; es geht um die Frage, wie Prozesse der Forschung organisiert sind, wie Innovationen zustande kommen, wie sich *common senses* herausbilden und wie wissenschaftliche Standards etabliert und gesichert werden. Nur am Rande wird deutlich, welche Rolle Machtbeziehungen, Autorität, die unterschiedliche Ausstattung mit Ressourcen, der Zugang zu Informationskanälen etc. spielen. Der Konnex zur ›übrigen‹ sozialen Welt wird lediglich auf der Ebene des Wissens beschrieben, so z.B. in den Fleckschen Überlegungen zum Wechselspiel von esoterischem und exoterischem Wissen oder in der These Polanyis zur Deutung des impliziten Wissens als wesentlichem Potential zur Antizipation von ›Entdeckungen‹.

Der Paradigmenbegriff bewegt sich eher auf der Ebene des fachwissenschaftlichen Diskurses; der Begriff des Denkstils bei Ludwig Fleck oder Polanyis Frage nach dem impliziten Wissen gehen darüber hinaus, indem sie wissenschaftliche Diskurse nicht länger aus einer ausschließlich internalen Perspektive begreifen und die Wechselwirkungen mit anderen Wissensbereichen einbeziehen. Diese Überlegungen sollen am Begriff des Leitbildes weiter entwickelt werden; dabei gilt es auch, stärker die Besonderheiten der Sozialwissenschaften berücksichtigen.

Mit dem Konzept des Leitbildes wird eine Zwischenlage zwischen wissenschaftlichen und anderen gesellschaftlichen Diskursen gewählt: Es soll zum einen aus der Perspektive der Forschenden die Deutungen ihres Handelns im wissenschaftlichen Feld einbeziehen, zum anderen soll es den Blick der Verwender sozialwissenschaftlichen Wissens auf die empirische Sozialforschung und ihre möglichen Erträgen erfassen; davon scheint nicht zuletzt auch die Förderung der Sozialwissenschaften oder die Vergabe von Forschungsaufträgen abzuhängen. Man kann dabei auch von Leitbildgemeinschaften zwischen Produzenten, Förderern und Anwendern empirischer

Forschung sprechen. Hier scheint der von Wagner eingeführte Begriff der Diskurskoalition hilfreich.

»Diese größeren Transformationen sozialwissenschaftlicher Diskurse sind nicht als blinde Resultate eigenmächtiger Prozesse, sondern aus den Krisendeutungen und Krisenbewältigungen zu verstehen, die Sozialwissenschaftler mittels ihrer Diskurse vorgenommen haben. Die nähere Betrachtung zeigt dabei, wie eng die Transformationen als Wechselwirkungen von wissenschaftlichen und politischen Phänomenen zu verstehen sind: Sie erfolgen in Phasen besonders intensiver Interaktion zwischen Akteuren aus dem wissenschaftlichen und solchen aus dem politischen Feld, diese Interaktionsformen bezeichne ich als Diskurskoalitionen. (...) Die Bildung solcher Allianzen und deren Wirksamkeit auf beide Felder ist dabei von der kognitiven Struktur des wissenschaftlichen Projektes, dessen Affinität zu dem politischen Projekt und den Bedingungen der Vermittlung durch die wissenschaftlichen Institutionen abhängig. In den Diskurskoalitionen treffen sich bestimmte relevante Aspekte der Krisendeutung in den Sozialwissenschaften mit Kriseninterpretationen bezüglich überkommener politischer Handlungsmuster« (1990:55f).

Nicht zuletzt ist auch danach zu fragen, in welchem Verhältnis bestimmte Leitbilder empirischer Forschung mit bestimmten Gesellschaftsbildern stehen und wie weit die Konstruktionen der sozialen Welt in Sozialwissenschaft und Politik einander entsprechen. Die verschiedenen Denkstile, die die empirische Forschung in der BRD geprägt haben, sind schließlich aus unterschiedlichen ideengeschichtlichen Kontexten erwachsen.

Mit dem Leitbildbegriff wird in ganz verschiedenen Bereichen der Sozial- und Humanwissenschaften gearbeitet⁴⁴. Er findet sich typischerweise dort, wo es gilt, Entwicklungsprozesse – z.B. im Rahmen der Sozialisation oder der Bildung, in der Stadtentwicklung oder der Technikentwicklung, neuerdings im Rahmen der Organisationsentwicklung – zu beschreiben. Weisser (1956:18) bezeichnete Leitbilder als »einen Komplex von anschaulichen Vorstellungen und abgekürzten Reflexionen, der durchaus als ein Ganzes erlebt und in seiner Individualität geschätzt wird«. Schelsky verwendet den Leitbildbegriff nahezu synonym mit dem Begriff der Motivation, wenn er von den Leitbildern des Handelns spricht (1961:2). Dierkes u.a. (1992) haben die Rolle von Leitbildern in Prozessen der Technikgenese untersucht; sie gehen der Frage nach, »welche Bedeutung jenen Vorstellungen über gegebene oder herstellbare technische Möglichkeiten zukommt, die sich zu vorausdeutenden Technikentwürfen verdichten und als wahrnehmungs-, denk-, entscheidungs- und handlungsleitender Orientierungsrahmen für individuelle und kollektive Akteure in technikgenetischen Prozeßnetzwerken wirken« (11). Sie sehen die konstitutive ›Leistung‹ von Leitbildern in ihren gestaltenden und prägenden Funktionen (27) und differenzieren nach ihrer ›Leit-Funktion‹⁴⁵ und ihrer ›Bild-Funktion‹⁴⁶.

⁴⁴ Eine Übersicht über die Geschichte und über verschiedene Verwendungsfelder des Leitbildbegriffs findet sich bei Dierkes et al. (1992:15ff).

⁴⁵ »Die Leit-Funktion des Leitbildes besteht mindestens aus folgenden drei Teilfunktionen: Sie bündeln zum einen die Intentionen und das (Erfahrungs-) Wissen der Menschen darüber, was ihnen einerseits als machbar und andererseits als wünschbar erscheint (>kollektive Projektion<). Leitbilder binden zum anderen die je individuellen Wahrnehmungs- und Bewertungsformen der verschiedenen, an der Produktion von technischem Wissen beteiligten Akteure in ein gemeinsa-

Wissenschaftliche Anstrengungen und damit auch die Investitionen in Wissenschaft sind mit gewissen Unwägbarkeiten verknüpft. Sie können sich nur auf erwartete Erträge, erhoffte Vorteile und potentiell Wissen gründen. Die Stilisierung des Stellenwerts und des Nutzens wissenschaftlichen Wissens korrespondiert mit dieser Unwägbarkeit. Anders als die Erfolgsgeschichte der naturwissenschaftlich technischen Disziplinen stehen die sozialwissenschaftlichen Disziplinen allenfalls in einem losen Anwendungsbezug; ihre Befunde lassen sich bislang kaum in neue Technologien, Waren und Dienstleistungen umsetzen; erfahrbare soziale Veränderungen oder Fortschritte, lassen sich nur schwer dem Einfluß sozialwissenschaftlicher Forschung zuschreiben. Die Herausbildung von leitenden Vorstellungen und Erwartungen an sozialwissenschaftliches Wissen und sozialwissenschaftliche Forschung im Sinne von Innen- und Außenbildern ist mit diesen Unwägbarkeiten verknüpft. Die Tatsache, daß die Soziologie bzw. die Sozialwissenschaften im wissenschaftlichen Feld der BRD noch eine junge Disziplin sind, deren breitere Etablierung an den Hochschulen in dem hier untersuchten Zeitraum gerade erst begonnen hat, deren Wissenschaftskultur und Wissenschaftsethik sich erst allmählich ausgestalten – über weite Strecken des hier untersuchten Zeitraums überwog die Pionierarbeit den Normalbetrieb –, akzentuierte diese Unwägbarkeiten.

So ist zu vermuten, daß den Bildern, welche die Beteiligten (Produzenten wie Verwender) von dem stets unwägbar Unternehmen ›Empirische Sozialforschung‹ entwickeln, eine wichtige Funktion zukommt, um Sozialforschung in den Logiken des wissenschaftlichen und politischen Feldes operabel zu machen; daher soll ein besonderes Augenmerk jenen selbstverständigen und legitimierenden Deutungen gelten, die über den Normalbetrieb der Handlungslogiken im wissenschaftlichen und universitären Feld hinausgehen. Selbstverständlich kann sich eine Analyse von Leitbildern nicht von den personellen und institutionellen Strukturen des wissenschaftlichen und politischen Feldes und den darin geronnenen Kräfteverhältnissen lösen. D.h. die Leitbilder erhalten immer auch funktionalen Charakter, z.B. im Kampf um Hegemonie, im Prozeß der Strukturierung, Konsolidierung und Abgrenzung einer Disziplin. Vielleicht wird sich auch herausstellen, daß sich der Stellenwert von Leitbildern für das Verständnis

mes Richtungsfeld ein (›synchroner Voradaptation‹). Leitbilder ersetzen schließlich noch nicht existierende gemeinsame, verbindliche Regelsysteme und Entscheidungslogiken in der Kommunikation zwischen Vertretern unterschiedlicher Wissenskulturen (›funktionales Äquivalent‹)« (Dierkes et al. 1992:41f).

⁴⁶ Im Rahmen der Bild-Funktion von Leitbildern, werden diese als ein ›Denkzeug‹ betrachtet: »die Vertreter der verschiedenen Wissenskulturen bedienen sich seiner, um neues technisches Wissen denkbar zu machen« (55). Darüber hinaus fungieren die Bilder als personelle und interpersonelle Mobilisatoren, indem sie »die persönliche Involviertheit der Akteure in diesen Prozeß der Produktion neuen technischen Wissens« (ebd.) fördern und indem sie Menschen aus verschiedenen Milieus und aus unterschiedlichen Wissenskulturen aneinander binden.

der Entwicklung der empirischen Forschung in den verschiedenen hier untersuchten Phasen verändert.

Wichtige Leitbilder der empirischen Sozialforschung haben sich in ihren Grundmustern bereits weit vor dem hier untersuchten Zeitraum als Stellungnahmen im (sozial)wissenschaftlichen wie im politischen Feld ausgebildet, zunächst im Kontext von kleinen Gruppen und Netzwerken; der Konflikt zwischen den kameralistischen Universitätsstatistikern und den ›Tabellenknechten‹ vermag einen Eindruck von der Persistenz solcher Bilder zu geben. Sie haben jenseits ihres Entstehungskontextes ein Eigenleben gewonnen, indem sie sich in der wissenschaftlichen und politischen Öffentlichkeit, in Publikationen, später in Studiengängen und Lehrbüchern etc. ›materialisierten‹; so konnten sie adaptiert und modifiziert werden, es wurde um sie gestritten, und sie gingen in den fachlichen und beruflichen Sozialisationsprozeß, das Innen- und Außenbild nachwachsender Generationen ein⁴⁷. So betrachtet, geht es immer um die Frage, in welchem Wechselverhältnis solche Leitbilder mit Prozessen der institutionellen und professionellen Konsolidierung und Veränderung der Sozialwissenschaften – und den sich darin manifestierenden Machtbeziehungen im wissenschaftlichen und politischen Feld – gestanden haben.

Eine Analyse der Leitbilder verspricht auch einen veränderten Blick auf einige Phänomene empirischer Forschung: die chinesischen Mauern zwischen qualitativer und quantitativer Forschung⁴⁸ oder die Konjunkturen von Forschungs- und Erhebungsmethoden. So drückt sich z.B. in der Rede von den ›weichen‹ und ›harten Methoden‹ immer auch ein bestimmtes Bild vom Prozeß der Sozialforschung und seinen Ergebnissen aus. Auch die Geschichte des sogenannten Positivismusstreits hat deutlich gemacht, daß es um mehr ging als um divergierende wissenschaftstheoretische Ansätze. Eine Untersuchung der Leitbilder empirischer Forschung soll die Fragen, welche Methoden wie und in welchem Maße gehandhabt werden, welche Methoden entwickelt wurden, welche in ›Vergessenheit‹ gerieten, neu akzentuieren. Damit ist die Vorstellung verknüpft, die ›Hintergründe‹ der verschiedenen Schulen bzw. Lager, der verschiedenen wissenschaftstheoretischen Grundpositionen eingehender zu analysieren zu können.

Die hier dargestellten analytischen Konzepte des Feldes und des Leitbildes bilden den Rahmen der folgenden Untersuchungen; das Feldkonzept steht für den Blick auf Akteure, deren Spielstrategien und deren Praxis, schließlich auf die sich darüber einstellenden und reproduzierenden Strukturen und

⁴⁷ Der Begriff der Leitbilder steht eng mit dem Blick auf Wissenschaftsmilieus und Fachkulturen in Zusammenhang. Diese bilden sich über eine Stabilisierung, eine Institutionalisierung und ›Fortpflanzung‹ solcher Leitbilder bezogen auf ein Feld, eine spezielle Disziplin heraus. Vgl. hierzu insbesondere die Beiträge in dem Band ›Wissenschaftsmilieus‹ (Huber/ Thum 1993).

⁴⁸ Bourdieu macht auf das Kuriosum aufmerksam, daß sich »um ein Verfahren der Datenerhebung herum ganze ›Schulen‹ oder Traditionen bilden« ([1992] 1996:259).

Machtverhältnisse⁴⁹. Die Analyse von Leitbildern der Wissensproduktion und -verwendung soll die kognitiven Aspekte dieser Prozesse beleuchten.

Gegenüber den Bourdieuschen Analysen zum universitären Feld, bei denen ein enger Bezug zwischen den Stellungen im Feld bzw. im sozialen Raum und den Stellungnahmen im wissenschaftlichen und politischen Diskurs aufgezeigt werden konnte, soll stärker den ›Eigenlogiken‹ dieser Diskurse um die Sozialforschung nachgegangen werden.

In diesem Sinne wäre zu fragen: Wie wurden die Techniken der empirischen Sozialforschung in verschiedenen Produktionskontexten (universitäre und hochschulfreie Sozialforschung, amtliche Statistik, Markt- und Meinungsforschung) für die Hervorbringung von ›empirisch fundierten‹ Repräsentationen der sozialen Welt genutzt? Welche Rolle spielten dabei Vorstellungen und Leitbilder, die die beteiligten Akteure (Produzenten und Verwender) von den Techniken der empirischen Sozialforschung und dem Status der damit hervorgebrachten Repräsentationen entwickelt haben?

Foucault hat vorgeschlagen, drei Aspekte zu unterscheiden, die bei der Entwicklung einer spezifischen neuen Technik, und als solche läßt sich die empirische Sozialforschung begreifen, bedeutsam sind; sie entwickelt sich »als Traum oder als Utopie, sodann als Praxis oder Regelwerk für bestimmte reale Institutionen, schließlich als akademische Disziplin« ([1988] 1993:178). In diesem Sinne verspricht die Analyse von Strukturen, Praktiken und Leitbildern der empirischen Sozialforschung eine Synthese.

Ausgehend vom Feldkonzept lassen sich drei Analyseebenen ausmachen:

– Eine Analyse der *Akteure* umfaßt den institutionellen Rahmen, in dem Sozialforschung betrieben und sozialwissenschaftliches Wissen verwendet wird. Das schließt Personen, informelle Gruppen oder Schulen, die in diesen institutionellen Rahmen agieren, ein. Dabei konnte auf eine breite Palette von Materialien zurückgegriffen werden⁵⁰, wenngleich festzustellen ist, daß das Bewußtsein für die historischen Dimensionen des Wissenschafts- und Forschungshandelns bei den Sozialforschern wenig ausgeprägt ist.

– Eine Analyse des *Forschungs- und Wissenschaftshandelns* beleuchtet die Praktiken, Strategien und Ressourcen der Sozialforscher. Da auf Befragung und Beobachtung verzichtet werden mußte, ist diese Analyse darauf verwiesen, die Praktiken über die ›Produkte‹ und Bekundungen der Akteure zu erschließen, was der Reichweite und Qualität der Analyse enge Grenzen setzt. Schließlich werden neben den Forschungspraktiken auch die Wissen-

⁴⁹ Gegenüber den Bourdieuschen Analysen zum universitären Feld, bei denen ein enger Bezug zwischen den Stellungen im Feld bzw. im sozialen Raum und den Stellungnahmen im wissenschaftlichen und politischen Diskurs aufgezeigt werden konnte, soll stärker den ›Eigenlogiken‹ dieser Diskurse um die Sozialforschung nachgegangen werden.

⁵⁰ Zum einen Selbstdarstellungen, Arbeitsberichte, historische Darstellungen, Informationsschriften etc. zu den einzelnen Forschungs- und Infrastruktureinrichtungen; zum anderen (auto)-biographische Darstellungen, Festschriften, Nachrufe, Lexika, Universitätshandbücher, Vademecums, Vorlesungsverzeichnisse, Teilnehmerlisten, einzelne Interviews etc.

schaftspraktiken z.B. im Kontext der akademischen Institutionen beleuchtet; auch hier liegen vielfältige Materialien vor⁵¹.

– Eine Analyse der *Diskurse um die empirische Sozialforschung* soll der kognitiven Seite dieser Praktiken nachgehen; es geht um die Debatten zur empirischen Sozialforschung, die auf ihre Darstellung, Vermittlung, Weiterentwicklung, Begründung, Legitimierung und Kritik zielen⁵². Die Leitbilder der empirischen Sozialforschung sind aber kaum einer direkten Beobachtung zugänglich. In ausgewiesener Form finden sich solche Beiträge als programmatische Schriften, in Analysen zum Entwicklungsstand der Disziplin etc.; darüber hinaus enthalten viele Veröffentlichungen am Rande immer auch Stellungnahmen, die auf eine Verortung der empirischen Sozialforschung zielen. Eine besondere Stellung nehmen Lehr- und Handbücher zur empirischen Sozialforschung ein: Hier geht es darum, das explizite und oft auch das implizite Wissen der *scientific community* oder einzelner Gruppen an nachfolgende Generationen zu vermitteln oder für die Fachöffentlichkeit in systematischer Form aufzubereiten.

Mit dem Programm einer Rekonstruktion des Projekts ›Empirische Sozialforschung‹ für die Bundesrepublik Deutschland werden eine Reihe von *Eingrenzungen* getroffen, deren Berechtigung zu erwägen ist.

Die räumliche und zeitliche Eingrenzung: Tenbruck geht davon aus, daß mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs eine Wasserscheide überschritten wird, bis zu der die Entwicklung der Soziologie in Nationalkulturen eingelagert war; demgegenüber habe nach dem Kriege eine breite Internationalisierung des soziologischen Denkens eingesetzt⁵³. Die Erfolgsgeschichte der empirischen Sozialforschung im Sinne einer Universalisierung der ›neuen Forschungstechniken‹ amerikanischer Prägung – so ein gängiges Bild – ist eher ein internationales, zumindest aber ein europäisches Phänomen. Ihr Eingang in Forschungsprozesse und Forschungsprogramme, in sich etablierende Ausbildungsgänge, ihr Niederschlag in Infrastruktureinrichtungen ist jedoch trotz der beobachtbaren Internationalisierung des Diskurses eher aus

⁵¹ Forschungserhebungen, Bundesforschungsberichte, Forschungsstatistiken, Daten zur Forschungsförderung der DFG und der VW-Stiftung, Untersuchung ausgewählter Forschungsprogramme, Analyse exemplarischer Forschungsarbeiten, Analyse von Lehrangeboten, Ausbildungsgängen, Prüfungsordnungen zur Statistik und empirischen Sozialforschung etc. Soweit zu einzelnen Fragestellungen zusammenfassende Darstellungen vorlagen, wurde auf diese zurückgegriffen.

⁵² Auswertung bibliographischer Datenbanken, Auswertung von Hand- und Lehrbüchern zur empirischen Forschung (inkl. Erscheinungsdaten, Auflagen), Auswertung des Fachdiskurses der empirischen Sozialforschung (Monographien, Sammelbände, sozialwissenschaftliche Zeitschriften, Soziologentage, Fachtagungen etc.), Auswertung von ›programmatischen Schriften‹ und reflexiven Diskursen zum Entwicklungsstand und zur Zukunft der empirischen Sozialforschung. Die Auswertung wichtiger Eckdaten zu Publikationen, biographischen und institutionellen Ereignissen erfolgte im Rahmen einer dazu aufgebauten Ereignisdatenbank.

⁵³ Mit diesem Internationalisierungsprozeß war bei vielen die Vorstellung verknüpft, daß die nationalen Eigenarten der älteren Soziologie nichts mehr als »die durch den wissenschaftlichen Fortschritt überholten Vorstufen einer noch jungen Wissenschaft« (Tenbruck 1979:77) seien.

dem Kontext nationaler Wissenschafts- und Politikfelder zu begreifen. Wie in den Analysen von Wagner (1990) deutlich wird, korrespondiert die Entwicklung der Sozialwissenschaft und die Entwicklung empirischer Methoden mit der Herausbildung bzw. Ausgestaltung der Nationalstaaten in Europa⁵⁴. Der nationale aber auch der sprachliche Horizont stellen wichtige Scheidelinien dar; die Entwicklung der Sozialwissenschaft weist so ausgesprochen nationale Spezifika auf⁵⁵; dementsprechend beschränkt sich die folgende Analyse auf (West)-Deutschland. Diese nationale Prägung des soziologischen Feldes ist auch in jüngerer Zeit nicht verschwunden; das hängt insbesondere mit der Lagerung der soziologischen Diskurse in (national geprägten) gesellschaftspolitischen Diskursen zusammen⁵⁶; ›Gesellschaft‹ wird oftmals unhinterfragt mit nationalstaatlichen Horizonten verknüpft⁵⁷. Mit der Eingrenzung auf die Bundesrepublik Deutschland bietet sich auch deren Gründungsjahr als Startpunkt dieser Untersuchung an, wobei noch zu klären ist, in welcher Hinsicht dieses Datum als Nullpunkt, als ein Neuanfang empirischer Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland zu betrachten ist. Es liegt auf der Hand, daß diese räumlich zeitliche Konzentration auf die Bundesrepublik also etwa die Jahre von 1949 bis 1995 dann zu erweitern ist, wenn es um die Hintergründe bestimmter (sozial)wissenschaftlicher und politischer Diskurse, um Fragen des Theorie- und Methoden›imports‹ oder um Fragen nationaler Sozialforschungskulturen geht.

Die disziplinäre Abgrenzung: In fachwissenschaftlicher Perspektive soll der Untersuchungshorizont auf die Sozialwissenschaften begrenzt werden und sich hier insbesondere auf die Soziologie konzentrieren; wohlwissend, daß gerade im Bereich der Entwicklung und Anwendung von Erhebungsverfahren und Auswertungsverfahren enge Wechselbezüge insbesondere zwischen den verschiedenen human- bzw. wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen bestehen⁵⁸. Ein Blick in fachspezifische Darstellungen zu empirischen Erhebungsmethoden und Verfahren der statistischen Analyse vermittelt jedoch einen Eindruck, wie stark die Auswahl und Darstellung dieser vermeintlich universellen Instrumentarien durch fachspezifische Problemlagen und Diskurse geprägt ist. Bolte (1989:309) hat, vor einem ähnlichen

⁵⁴ »Sowohl in Italien als auch in Deutschland wurde in den ersten Jahrzehnten nach der Nationalstaatsgründung in einem erheblichen und bis dahin ungekannten Ausmaß sozialwissenschaftliche Forschung wie auch Theoriebildung betrieben. In beiden Fällen geschah dies durch Wissenschaftler, die zum Teil innerhalb, zum Teil außerhalb der Universitäten tätig waren, in jedem Fall jedoch nicht auf akademischen Positionen, die den Sozialwissenschaften ausdrücklich gewidmet waren« (Wagner 1990:101).

⁵⁵ Vgl. Giddens (1991:xiv).

⁵⁶ Auch Tenbruck relativiert an späterer Stelle sein Internationalisierungsargument, wenn er deutlich macht, daß die Lagerung der Soziologie in nationalen Kulturen mit etablierten Praktiken wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Arbeitsteilung zusammenhing (1979:103).

⁵⁷ Vgl. dazu Giddens ([1990] 1995:23).

⁵⁸ So skizziert Plé die »Bekehrung zur säkularen Botschaft der amerikanischen Sozialwissenschaft« (262) auch für die Psychologie, die Pädagogik und die Sozialarbeit.

Abgrenzungsproblem stehend, den Begriff der ›soziologisch orientierten Sozialforschung‹ geprägt.

Eine solche Eingrenzung läßt sich am ehesten im Hochschulbereich umsetzen; jenseits des Hochschulbereichs, bei den außeruniversitären Forschungseinrichtungen, im Bereich der anwendungsbezogenen Forschung spielen diese Grenzlinien nur noch eine untergeordnete Rolle. Das führt dazu, daß es bei der Analyse von Forschungsstatistiken und ähnlichem Material nur schwer möglich ist, einen abgrenzbaren Bereich einer ›soziologisch orientierten Sozialforschung‹ auszumachen.

3. Entwicklungsphasen der empirischen Sozialforschung

Für die Analyse der Entwicklung der empirischen Sozialforschung in der Bundesrepublik kann kaum auf ›epochale‹ Einschnitte im politischen, ökonomischen oder kulturellen Bereich zurückgriffen werden; dennoch erweist es sich als erforderlich, den zu untersuchenden Zeitraum genauer zu strukturieren, da sich wesentliche Rahmenbedingungen und institutionelle Strukturen der empirischen Sozialforschung verändern; auch die Binnenverhältnisse, der methodische Entwicklungsstand und die darum geführten Diskurse, entwickeln sich fort⁵⁹.

– In der ersten Phase von 1949 bis 1965, der ›*Gründungsphase*‹, stehen die Arbeit der amtlichen Statistik, der Markt- und Meinungsforschungseinrichtungen, der frühen Forschungsinstitute sowie die allmähliche Etablierung des Faches an den Hochschulen im Vordergrund. Während der Beginn dieser Phase mit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland markiert werden kann⁶⁰, fällt die Bestimmung eines Endpunktes schwerer: Der in den fünfziger Jahren allmählich einsetzende Institutionalisierungsprozeß der Soziologie an den Hochschulen, der dann in den sechziger und vor allem in den siebziger Jahren zu einer enormen Expansion von Studierenden und Hoch-

⁵⁹ Zu den Faktoren, die für die Entwicklung der empirischen Sozialforschung bedeutsam sind, zählen auf der einen Seite institutionelle Faktoren: die Entwicklung im Bereich der Hochschulen und bei hochschulgebundenen und hochschulfreien Forschungsinstituten, die Entwicklung der universitären Ausbildung sowie die Entwicklung der politischen Rahmenbedingungen der empirischen Sozialforschung (Programme zur Forschungsförderung etc.). Auf der anderen Seite sind die Entwicklungen im Bereich der Diskurse von Interesse: Veränderungen von Fachdiskursen, Selbstverständnisdiskursen z.B. im Zusammenhang verschiedener Generationen und die sich verändernde Stellung der wissenschaftlichen Fachdiskurse im politischen und gesellschaftlichen Bereich.

⁶⁰ Daß weder 1945 noch 1949 als ein Nullpunkt zu begreifen ist, ist bereits hinlänglich erörtert worden. Die Wiedereinrichtungen oder Gründung einiger Forschungsinstitute, insbesondere im Bereich der Markt- und Meinungsforschung datieren bereits vor 1949. Die Entwicklung und Wiederbesetzung von Lehrstühlen im Bereich der Sozialwissenschaften vollzieht sich demgegenüber eher in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre. Matthes geht davon aus, daß die von ihm konstatierte »Unterbrechung« der soziologischen Entwicklung nach 1933 »faktisch wegen der ersten Nachkriegsschwierigkeiten doch bis 1950 andauerte« (Matthes 1973a:44f). Auch der ›Rückzug‹ der Besatzungsmächte aus dem politischen und kulturellen Leben erfolgt eher graduell.

schulstellen führte, stellte sich als eher kontinuierlicher Wachstumsprozeß dar. Erst Mitte der sechziger Jahre gingen viele soziologische Lehrstühle an die Nachkriegsgeneration⁶¹ von Soziologen. Ausgehend von den soziologischen Binnendiskursen, erscheinen vor allem die Soziologentage von 1959 (Berlin)⁶² und 1968 (Frankfurt)⁶³ bedeutsam. Einschnitte in den politischen Rahmenbedingungen sind ab Mitte der sechziger Jahre zu verzeichnen: Abelshäuser (1987) datiert das Ende der ›langen fünfziger Jahre‹ 1966. Hier setzte auch ein spürbares Anwachsen der staatlichen Förderung der empirischen Sozialforschung ein. Kern konstatiert eine neue politische Konstellation, »die die empirisch-soziologische Untersuchungstätigkeit in Westdeutschland spürbar anregte« (1982:239).

– Die zweite Phase von 1965 bis 1980, die ›große Zeit‹ ist auf der einen Seite durch die starke Expansion der sozialwissenschaftlichen Fächer an den Hochschulen, durch die Gründung von neuen Forschungsinstituten, die Einrichtung großer Forschungsprogramme geprägt; zum anderen polarisierten sich die Diskurse um die Angemessenheit der Methoden und die wissenschaftstheoretischen Grundlagen empirischer Forschung, um ihren politischen und gesellschaftlichen Ort.

– Die ab 1980 einsetzende dritte Phase wird als *Sozialforschung im ›Normalbetrieb‹* umschrieben. Die Differenzen treten zurück, man besinnt sich auf Gemeinsames, die Instrumente der Sozialforschung werden weiterentwickelt. Zugleich verändert sich die Stellung der Sozialwissenschaften im wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Feld, die in sie gesetzten Erwartungen erwiesen sich als wenig realistisch. Der emphatische Duktus vieler Stellungnahmen weicht einer eher handwerklichen Orientierung. In dieser Phase werden insbesondere die Diskurse um den Praxisbezug sozialwissenschaftlicher Forschung und die Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens analysiert.

⁶¹ Die in der Zusammenstellung von Bolte und Neidhardt (1998) vereinten Soziologen der Nachkriegsgeneration haben ihren ersten Lehrstuhl (durchschnittlich) im Jahre 1964 übernommen.

⁶² Dieser Soziologentag wird von vielen als Einschnitt, als Ende der Nachkriegskonstellation der deutschen Soziologie benannt, als erster Soziologentag, der über das Niveau einer Gelehrtenversammlung hinausging und den Charakter eines modernen wissenschaftlichen Kongresses hatte. Die Öffnung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie für Nicht-Habilitierte war bereits 1955 erfolgt (Scheuch 1990a:44).

⁶³ 1968 steht für einen Aufbruch und Umbruch im politisch-kulturellen Bereich, der das Gesicht der bundesrepublikanischen Gesellschaft radikal und langwährend verändert hat. Für die Entwicklung der Soziologie und der empirischen Sozialforschung war damit eine Veränderung der fachinternen Diskurse, insbesondere aber deren veränderte Rolle in den gesellschaftlichen und politischen Diskursen jener Zeit verbunden: die Förderung soziologischer Forschung fand in enger Verknüpfung mit großen gesellschaftspolitischen Reformvorhaben statt; das Interesse an soziologischen Studieninhalten wuchs erheblich.

B. Empirische Sozialforschung in der ›Gründungsphase‹ (1949-1965)

I. Zur Situation der empirischen Sozialforschung nach dem zweiten Weltkrieg

Nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Herrschaftssystems, nach dem Ende des zweiten Weltkriegs und nach dem Holocaust befanden sich die Sozialwissenschaften in einer exzeptionellen Situation. Bevor eingehender die Konstellation der empirischen Sozialforschung in der Gründungsphase beschrieben wird, sollen in zugespitzter Weise die Voraussetzungen beleuchtet werden, unter denen sich die Rekonstitution der Sozialwissenschaften und der Sozialforschung vollzog.

1. Der Entwicklungsstand der empirischen Sozialforschung: Praktiken, Institutionen und Diskurse

Die Entwicklung der empirischen Sozialforschung war von den langwährenden ökonomischen, politischen, sozialen und kulturellen Transformationsprozessen geprägt, die sich in den vergangenen drei Jahrhunderten insbesondere in den westlichen Industrieländern vollzogen haben. Die fundamentalen Veränderungen der ökonomischen Basis wie der sich verändernden Akkumulationsregimes und Produktionskonzepte, von Volkswirtschaften und transnationalen Märkten auf der Makroebene, von Branchen, Unternehmen und Institutionen auf der Mesoebene, gingen mit neuen Wirklichkeitsdeutungen und Regulationsleistungen auf der Ebene nationaler, regionaler und lokaler Politik einher. Mit der Herausbildung von Nationalstaaten und Zivilgesellschaften und mit den grundlegenden Veränderungen der sozialen Struktur waren enorme Anforderungen an die politische und soziale Integration erwachsen. All diese Entwicklungen korrespondierten mit einer Transformation der Lebens- und Arbeitsbedingungen, mit einer Veränderung von kulturellen Praktiken, Welt- und Selbstkonzepten. Keine der hier benannten Entwicklungen hatte linearen Charakter: Ungleichzeitigkeiten, Konjunkturen und Brüche waren ungeachtet globaler Trends die Regel¹.

¹ Zur Entwicklung der Sozialforschung vgl. Abrams (1981), Anderson (1959), Baines (1918), Birg (1989), Boeckh 1863), Bonß (1982), Boudon [1970] (1973), Boustedt (1959), Camic und Xie (1994), Clark ([1948] (1972), Cole (1972), de Bie [1959] (1980), de Haan (1994), Desrosières ([1993] (1998), Duncan und Shelton (1978), Elesh (1972), Esenwein-Rothe (1965a), Foucault [1972] (1991, [1963] (1973, [1988] (1993)), Geck (1951), Gerß (1977), Gigerenzer u.a. (1989),

Mit diesen politischen und ökonomischen Veränderungen vollzogen sich bedeutsame kognitive Veränderungen. Foucault konstatiert an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert einen Entwicklungssprung. So sei

»ein Wille zum Wissen aufgetreten, der im Vorgriff auf seine wirklichen Inhalte Ebenen von möglichen beobachtbaren, meßbaren, klassifizierbaren Gegenständen entwarf; ein Wille zum Wissen, der dem erkennenden Subjekt (gewissermaßen vor aller Erfahrung) eine bestimmte Position, einen bestimmten Blick und eine bestimmte Funktion (zu sehen anstatt zu lesen, zu verifizieren anstatt zu kommentieren) zuwies; ein Wille zum Wissen, der (...) das technische Niveau vorschrieb, auf dem allein die Kenntnisse verifizierbar und nützlich sein konnten«. Eine institutionelle Absicherung erfolgte über die sich entwickelnden Wissenschaften, das »System der Bücher, der Verlage und der Bibliotheken, der gelehrten Gesellschaften einstmals und der Laboratorien heute. Gründlicher noch abgesichert wird er zweifellos durch die Art und Weise, in der das Wissen in einer Gesellschaft eingesetzt wird, in der es gewertet und sortiert, verteilt und zugewiesen wird« (Foucault [1972] 1991:15).

In Anknüpfung an Foucault sprach Bonß (1982) für die Entwicklung der empirischen Sozialforschung von der ›Einübung des Tatsachenblicks‹. Die Herausbildung empirischer Sozialforschung hing mit all diesen Veränderungen zusammen; aber es lassen sich keinerlei deterministische Zusammenhänge beobachten. Ein Blick auf die nationalen Gemeinsamkeiten und Differenzen verweist auf die Kontingenzen dieser Entwicklungen. Wenngleich sich einzelne Teilbereiche der Sozialforschung, einzelne Institutionen universalisiert haben, sind doch die Differenzen, die z.B. auf unterschiedliche politische und wissenschaftliche Kulturen zurückgehen, beachtlich.

Die empirische Sozialforschung ist ihrerseits auch Teil dieser Transformationsprozesse geworden und hat zu einer Veränderung der Diskurse über die soziale Welt beigetragen. Es wurde empirisch fundiertes Wissen hervorgebracht, das in der ein oder anderen Weise zur Erfassung, Benennung und zum Umgang mit den Problemen der sozialen Transformation beigetragen hat; es hat in die Bilder Eingang gefunden, die von der sozialen Welt entwickelt wurden, und es ist zu einem Teil strategischer Handlungspotentiale geworden. Man sollte jedoch nicht unhinterfragt den damit erhobenen Ansprüchen, den oft weitreichenden Kontroll-, Nutzen- und Erklärungserwartungen, die – seitens der Wissenschaft wie der amtlichen Statistik, seitens der Produzenten wie der Verwender empirischen Wissens – mit dem Einsatz von Sozialforschung verbunden wurden, Glauben schenken.

Gorges (1980, 1986), Heiss (1968), Hennock (1987), Hilgers (1997), Hüfner (1961), John [1884] (1968), Käsler (1984), Kaufhold/ Sachse (1987), Kent (1981), Kern (1982), Kern und Kern (1988), Koren (1918), Krenzel (1986), Krieger (1959), Langelütke/ Schlegel (1965), Lazarsfeld ([1960] (1975, 1961, 1993), Lécuyer und Oberschall (1968), Lepenies (1981b), Lindenlaub (1967), Lorenz (1949), MacKenzie (1981), Meitzen [1886] (1903), Menges (1968), Meyer (1936), Oberschall (1965), Pankoke/ Sachße (1992), Ringer [1969] (1983), Rothenbacher (1990), Sachße [1986] (1994), Schad (1972), Schäfer (1971), Schubert (1987), Schuster (1987), Steiner (1989), Störling (1986), van Houten (1980), von Ferber (1959b), von Mayr [1895] (1914), Wagner (1990), Weingart (1988), Wiggershaus [1986] (1993), Wobbe (1995), Würzburger (1918), Zeisel ([1933] (1975).

a) Institutionelle Entwicklung

Eine frühe Form der Institutionalisierung empirischer Forschung entstand mit dem Aufbau der *amtlichen Statistik*. Ihre Bedeutung wuchs und veränderte sich in dem Maße, wie sich die Rolle des Staates und der ihm zugeordneten Aufgaben z.B. im Bereich der Wirtschafts- und Konjunkturpolitik oder der Sozialpolitik veränderten. Neben der amtlichen Statistik wurden auch von Parlamenten und öffentlichen Verwaltungen mehr oder weniger regelmäßig empirische Forschungen betrieben. In einzelnen Bereichen wie der Wirtschafts- und Konjunkturforschung stellte sich auch ein Nebeneinander von staatlicher und nicht-staatlicher Forschungsarbeit ein.

Die *Universitäten* spielten, sieht man von der deutschen Universitätsstatistik ab, für die Institutionalisierung der frühen empirischen Sozialforschung nur eine begrenzte Rolle; die Sozialwissenschaften waren disziplinär nur marginal verankert. Sie boten jedoch einen Rahmen, in dem Forschungsaktivitäten wie die des Vereins für Socialpolitik abgewickelt werden konnten. Zudem spielten sie eine wichtige Rolle für die Organisation der Diskurse um die empirische Forschung und die Kumulation empirischen Wissens. Die dominante historische und sozialphilosophische Orientierung stand in Deutschland jedoch lange Zeit einer stärkeren Institutionalisierung der empirischen Forschung in den sozialwissenschaftlichen Disziplinen entgegen.

Auch *hochschulunabhängige Forschungsinstitute* erlangten für die empirische Sozialforschung nur geringe Bedeutung; die Einrichtungen in Köln und Frankfurt spielten in der Weimarer Zeit nur eine untergeordnete Rolle. Die Institute waren in hohem Maße auf Eigenmittel verwiesen, ein Markt für Auftragsforschung hatte sich nur rudimentär entwickelt.

Im Bereich der *Marktforschung* bildete sich erst mit der wachsenden Bedeutung und Differenzierung der Konsumgüterproduktion im Kontext der fordistischen Massenproduktion und einer Verkürzung der Produktzyklen ein einschlägiger Bedarf heraus. Erste Forschungsinstitute entstanden in der Weimarer Zeit². Auch im Bereich der (später sogenannten) *Meinungsforschung* entwickelte sich, wie die Untersuchungen von Kirchen, Verbänden und Parteien in der Weimarer Zeit zeigen, erst allmählich ein Forschungsbedarf: das setzte voraus, daß man der jeweiligen Klientel »eigene Meinungen und Einstellungen« zubilligte, die nicht durch ihre soziale Lage oder ihre Zugehörigkeit zu weltanschaulichen Lagern determiniert waren³.

² Die prekäre Lage der Wiener Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle offenbarte jedoch die anfängliche Begrenztheit dieses Forschungsmarktes.

³ Diese Forschungen wurden in der Regel in Eigenregie durchgeführt; das hing nicht unwesentlich mit dem Selbstverständnis der Parteien und Verbände sowie mit dem politischen Feld der Weimarer Republik zusammen: solange dies nach politischen Lagern strukturiert war und sich Verbände, Gewerkschaften und Parteien mehr als Repräsentanten denn als Vertretung ihres Klientels begriffen, hielten sie auch an dem Monopol fest, als legitime Sprecher und Interpreten der »Interessen« und »Meinungen« dieser Klientel aufzutreten. So interessierten sich Gewerkschaften und Parteien

Bei der Analyse dieser institutionellen Entwicklungen wird deutlich, daß diese ganz wesentlich mit den Veränderungen von Problem- und Wirklichkeitsdeutungen zusammenhängen. Die empirische Forschung und das mit ihren Mitteln hervorgebrachte Wissen gerieten in verschiedenen Praxisfeldern in eine Deutungskonkurrenz mit anderen Interpreten der sozialen Welt.

b) Leitbilder empirischer Sozialforschung

Von Mayr sah in der *amtlichen Statistik* einen doppelten Sinn, sie sei »Selbstzweck der Verwaltung« und liefere »Material für die wissenschaftliche Erforschung des Gesellschaftslebens« ([1895] 1914:213). Zwischen diesen Polen von Wissenschafts- und Verwaltungsorientierung gewann jedoch auch die Tätigkeit des Sammelns und Aufbereitens statistischer Daten eine gewisse Eigenlogik; da die Schlußfolgerungen Domäne der Politik blieben, wurde »die *Strenge der Methode* ein Gegenstand besonderen Interesses der amtlichen Statistiker« (Meitzen [1886] 1903:60). Damit war eine Vorstellung von der Gültigkeit und Unparteilichkeit des so gewonnenen Wissens verknüpft und eine Hoffnung auf eine Rationalisierung der Auseinandersetzungen im politischen Feld. Mit dem Historismus und der konservativen Kritik an der Quantifizierung waren aber auch explizite Gegenpositionen formuliert worden. Die enge Verwaltungsorientierung der amtlichen Statistik trug nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten mit dazu bei, daß viele Statistiker nur zu gern bereit waren, sich der neuen Regierung anzudienen. Man begriff sich nach heutigem Jargon als Dienstleister, der weisungsgebunden Daten erhob, aufbereitete und bereitstellte.

Im Bereich der *nicht-amtlichen Statistik* spielten zunächst sozialreformerische Interessen eine wichtige Rolle. Die soziale Lage bestimmter Bevölkerungsgruppen (Landarbeiter, Industriearbeiter, Angestellte) wurde in ihren materiellen, später aber auch in ihren psychischen Aspekten untersucht, und die Befunde wurden in verschiedenen Öffentlichkeiten vorgestellt. Die damit verfolgten Interessen waren recht verschieden: so sollten Forschungsbefunde zur Vorbereitung sozialpolitischer Interventionen des Staates dienen, oder es sollte die Wirkung staatlicher Maßnahmen, z.B. im Arbeitsschutz, überprüft werden; die Untersuchungen konnten aber auch dazu verwandt werden, politische Forderungen oder weiterreichende gesellschaftskritische Optionen zu fundieren. In dem Maße, wie sich z.B. aus den sozialen Bewegungen Organisationen herausbildeten, wurden die Befunde empirischer Forschung auch zu einem Medium, das in der Repräsentationsarbeit dieser Organisationen genutzt wurde.⁴

kaum für die Interessen ihrer Mitglieder; soweit überhaupt Befragungen durchgeführt wurden, dienten diese eher legitimatorischen und propagandistischen Zwecken.

⁴ Die ›überparteiische‹ Stellung der amtlichen Statistik wurde von Parteien und Gewerkschaften oft nicht anerkannt; so stellte man neben der amtlichen Statistik über Lebenshaltungskosten eige-

Die Forschungsarbeiten des Vereins für Socialpolitik verdeutlichen, daß neben der reformerischen und sozialpolitischen Orientierung auch die jeweiligen wissenschaftlichen Standards der einzelnen Disziplinen bedeutsam wurden. Die Auseinandersetzungen innerhalb des Vereins für Socialpolitik und später der Deutschen Gesellschaft für Soziologie zeigten jedoch, daß eine sozialpolitische Orientierung mit einer (je unterschiedlich bestimmten) wissenschaftlichen Orientierung (z.B. Weber und Tönnies) nur bedingt vereinbar war. Die Ansätze zu einer disziplinären Verankerung der Soziologie führten nicht unbedingt zu einer Intensivierung empirischer Forschung; es dominierte eher eine formale und theoretische Soziologie.

Eine spezifische Verknüpfung von wissenschaftsorientierter Sozialforschung und Gesellschaftskritik zeichnete sich in der Forschungsarbeit des Frankfurter Instituts für Sozialforschung gegen Ende der Weimarer Republik ab. Die Forschungen waren in stärkerem Maße durch theoretische Überlegungen geleitet und die gesellschaftskritischen Stellungnahmen orientierten sich nicht unmittelbar an den Positionen und Konstellationen im politischen Feld der Weimarer Republik.

c) Methodische Entwicklung

Im Rahmen der frühen empirischen Sozialforschung vor dem 1. Weltkrieg hatte sich ein breites Repertoire von (offenen und standardisierten) Erhebungsverfahren herausgebildet. Lange Zeit dominierten Forschungsansätze, in denen auf die Befragung von Experten zurückgegriffen wurde: Gutsbesitzer, Fabrikinspektoren, Ärzte, Gewerkschaftsfunktionäre etc. Daneben wurde mit verschiedenen Verfahren der offenen und verdeckten Beobachtung gearbeitet; im inhaltsanalytischen Spektrum wurde auf amtliche und private Dokumente zurückgegriffen. Experimentelle Methoden wurden zwar diskutiert, spielten aber im sozialwissenschaftlichen Bereich praktisch keine Rolle. Zur Aufzeichnung wurde auf standardisierte Erhebungsbogen oder mehr oder weniger systematische Protokolle zurückgegriffen. Die methodologische Reflexion und Kontrolle des Erhebungsprozesses war durchgängig nur wenig ausgebildet⁵. Nur vereinzelt wurden Techniken der kreuzweisen Validierung von Erhebungsverfahren eingesetzt.

Gegenüber dem reichhaltigen Potential von Erhebungsverfahren waren die Techniken zur Aufbereitung und Auswertung aus heutiger Sicht nur rudimentär entwickelt. Die Forschungsanstrengungen lagen auf dem mehr oder weniger systematischen Zusammentragen von Daten, dem »zu Tage«-Fördern und Veröffentlichen von Informationen zu sozialen Phänomenen und sozialen Mißständen. Oft wurden die Daten in nur wenig verdichte-

ne Untersuchungen für die vertretene Klientel an, um damit seine monetären und politischen Forderungen zu begründen.

⁵ Das Leitbild der kontrollierten Laborsituation war in der sozialwissenschaftlichen Forschung noch nicht verankert.

ter Form in Berichten dargeboten. Bei standardisierten Daten setzten sich zunehmend Verfahren der tabellarischen und graphischen Darstellung sowie die Berechnung einfacher deskriptiver Maßzahlen durch. Die Analyse von Zusammenhängen wurde mit Mitteln der Tabellenanalyse versucht, war methodisch jedoch wenig entwickelt bzw. reflektiert und oft fehlerhaft. Die von den Biometrikern entwickelten Ansätze zur Analyse und Berechnung von Zusammenhängen wurden kaum genutzt. Die Aufbereitung qualitativer Daten erfolgte neben rein impressionistischen Verfahren häufig in typologisierender Manier, oder es wurden Fallschilderungen erstellt. Die ›chinesische Mauer‹ zwischen qualitativen und quantifizierenden Forschungsansätzen und der darum konstruierte Streit um die richtige Methode⁶ hatten sich bereits in der frühen Sozialforschung herausgebildet.

Auswahlverfahren wurden in der Regel nicht eingesetzt; es wurde entweder versucht, Vollerhebungen durchzuführen oder die Auswahlen erfolgten nach eher willkürlichen Gesichtspunkten. Zufallsstichproben und Quotenauswahlen wurden zwar in den zwanziger Jahren zunehmend bekannt, spielten jedoch in der Erhebungspraxis keine Rolle. Die amtliche Statistik verfügte mit ihrem hoheitsstaatlich legitimierten Zugriffsmöglichkeiten auf die Daten von Individuen und Wirtschaftssubjekten über eine Monopolstellung für repräsentative Aussagen über die soziale Welt⁷. Solange die Techniken der Zufalls- oder Quotenauswahl noch nicht hinreichend anerkannt und in der Infrastruktur von Befragungsinstituten implementiert waren, waren jenseits der amtlichen Statistik keine repräsentativen Aussagen über das Gesellschafts Ganze möglich.

Empirische Forschung wurde außerhalb der amtlichen Statistik in hohem Maße in Eigenregie von mehr oder weniger vorgebildeten und erfahrenen Laienforschern und -forscherinnen, von Studierenden und Doktoranden durchgeführt; nur wenige Forscher und Forscherinnen führten mehrere Untersuchungen durch, so daß es kaum zu einer individuellen Kumulierung von Erfahrungen kommen konnte. In vielen Veröffentlichungen wurden die verwandten Datenquellen und die eingesetzten Verfahren der Erhebung und Auswertung nur unzureichend dargestellt. Sozialforschung war durchgängig *low budget*-Forschung, die in der Regel aus Eigenmitteln finanziert wurde. Das hatte auch zur Folge, daß sich nur in wenigen Fällen eine Arbeitsteilung in der empirischen Arbeit entwickelt hatte; nur gelegentlich war auf bezahlte Interviewer zurückgegriffen worden. Die (kollektive) Kumulierung von Forschungserfahrungen fand nur in einigen Diskurszusammenhängen statt:

⁶ Vgl. zur Konnotation des Qualitativen z.B. S. 197.

⁷ Allenfalls die großen Parteien und Verbände hatten im Rahmen ihrer Mitgliedschaft ähnliche Möglichkeiten und die notwendige Infrastruktur zur Durchführung großer Befragungen, wie sich an den hohen Rücklaufquoten zeigt. Auch die Befragungen auf betrieblicher Ebene scheinen an die Tolerierung von SPD und Gewerkschaften gebunden gewesen zu sein, wie sich an den Untersuchungen Levensteins oder des Vereins für Socialpolitik zeigt.

in den statistischen Vereinigungen, beim Verein für Socialpolitik⁸, in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, vor allem im Bereich der amtlichen Statistik; es entstanden erste Fachzeitschriften, Ausbildungseinrichtungen, Lehrbücher, Berufsorganisationen etc. Hier konnte sich dann zunehmend auch ein methodenkritischer Diskurs entfalten, der jedoch auf einen engeren Personenkreis begrenzt blieb und oft wieder in Vergessenheit geriet, da er lange Zeit nicht in Lehr- oder Handbüchern dokumentiert wurde. In diesem Kontext wurden auch die Entwicklung der mathematischen Statistik, die Arbeiten der Biometriker und die neuen Techniken der Stichprobenziehung verfolgt. Die Rezeption der amerikanischen Sozialforschung erfolgte, wie das Beispiel der Zeitschrift für Völkerpsychologie in der Weimarer Republik zeigt, eher an den Rändern der Sozialwissenschaften.

Viele für die weitere Entwicklung der Sozialforschung charakteristische Entwicklungen steckten erst in den Anfängen: die zunehmende Scheidung von empirischer Forschung und Theorieproduktion, die Entwicklung einer methodischen und wissenschaftstheoretischen Reflexion von empirischer Forschung und schließlich die heute selbstverständliche Infrastruktur von Lehrbüchern, Zeitschriften, Ausbildungsgängen etc.

Der Blick auf die institutionellen Defizite und den methodisch ›unterentwickelten‹ Status der Sozialforschung sollte jedoch nicht den Blick darauf verstellen, daß empirische Forschung in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus im wissenschaftlichen und politischen Feld aber auch in der öffentlichen und privaten Administration ›popularisiert‹ worden ist. Es hat sich dabei ein Repertoire an Diskursen zur empirischen Sozialforschung, ein Repertoire von damit verknüpften Leitbildern und Zielen und schließlich ein praktisches Repertoire an Forschungserfahrungen und empirischen Wissensbeständen herausgebildet.

In vielen Bereichen hat eine Veralltäglicung von Sozialforschung stattgefunden: empirische Erhebungen wurden populärer⁹, man sprach vom ›Zeitalter der Statistik‹¹⁰. Manches deutet darauf hin, daß die bei Bonß beschriebene Entwicklung und Transformation des empirischen Blicks während der Zwischenkriegszeit einen ersten Abschluß gefunden hat. Sozialforschung hat sich als legitime Form der Politikvorbereitung und -begründung etabliert. Dieser Modernisierungsprozeß¹¹ setzte sich auch im Nationalsozia-

⁸ So hatte sich im Verein für Socialpolitik bereits früh ein Methodendiskurs entwickelt; man hatte ein Gutachten zur Durchführung von Enquêtes erstellen lassen und auch die auf den Vereinstagungen vorgestellten Studien wurden in methodenkritischer Perspektive diskutiert. Diese Debatten fanden jedoch mit Ausnahme der methodologischen Beiträge Max Webers kaum einen Niederschlag in der weiteren Forschungsarbeit.

⁹ Oberschall merkte an: »Surveys were so common by this time that one respondent wrote (...), ›with all the endless circulars and surveys which plague us it is no small task to fill out such a complicated questionnaire« (1965:33, Fußnote 19).

¹⁰ Siehe den Aufruf des Deutschen Holzarbeiterverbandes 1902 (Kern 1982:111).

¹¹ Angesichts der Entwicklung in Frankreich, Italien und Deutschland kommt Wagner zu dem Schluß, daß sich »in Kontinentaleuropa ein gesellschaftswissenschaftlicher Modernisierungspro-